do Nr. 54326

11. Jahrgang 1944 · Heft 3

Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben von Richard v. Hoff

Verlag von B. G. Teubner · Leipzig und Berlin

BIBLIOTHEK DES REICHSINSTITUTS FÜR GESCHICHTE DES NEUEN DEUTSCHLAND

Rasse

Monatsschrift für den Nordischen Gedanken

Herausgegeben im Auftrage des Nordischen Ringes in der Nordischen Gesellschaft
von SS-Oberführer Senator Dr. R. von Hoff, Bremen

in Verbindung mit

Ministerialrat Dr. R. Benze, Berlin
Staatssekretär Dr. E. Boepple, München, z. Z. Krakau
A. Funkenberg, Reichskontor Lübeck der Nordischen Gesellschaft, Potsdam
Universitätsprofessor Hauptdienstleiter Dr. W. Groß, Leiter des Rassenpolit. Amtes der NSDAP., Berlin
Universitätsprofessor Dr. Hans F. K. Günther, Freiburg i. Br.
Staatssekretär a. D. Dr. A. Gütt, SS-Brigadeführer, Samter bei Posen
Museumsdirektor Dozent Dr. M. Hesch, Dresden, z. Zt. Prag
SS-Obergruppenführer Hildebrandt, Chef des Rasse- und Siedlungshauptamtes-SS, Berlin
Prof. Dr. Auguste Reber-Gruber, München
Dr. H. Rechenbach, Hauptabteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers, Berlin
Universitätsprofessor Dr. F. Ruttke, Jena
Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg, M. d. R., Weimar
Dr. E. Zilian, Oberregierungsrat, Berlin

Schriftwalter: Dr. Hans Burkhardt, Schleswig, Mühlenredder 15

Jahresbezugspreis RM 6.40. Für Mitglieder der Nordischen Gesellschaft Vorzugspreis RM 5.20

An unsere Leser!

Im Zuge der durch den totalen Krieg bedingten Konzentrationsmaßnahmen auf dem Gebiete der Presse stellt unsere Zeitschrift mit dem 1. Oktober 1944 das Erscheinen vorläufig ein. Wir werden den Beziehern Nachricht geben, sobald die Herausgabe wieder möglich ist.

Inhalt dieses Heftes:

Prof. Dr. Friedrich Solger, Berlin: Menschwerdung und Erdgeschichte.

Senator Dr. Richard v. Hoff, Bremen: Nordisches Familienbrauchtum und seine weltanschauliche Bedeutung.

Direktor Herbert Otterstädt, z. Zt. im Felde: Vom Wesen des Verhältnisses zwischen Landschaft und Mensch im mittelrussischen Schollengebiet. Mit 2 Bildtafeln.

Dr. Ernst Scheffelt, Badenweiler: Rassenkundliche Beobachtungen in Ostarbeiter-Lagern. Mit 2 Bildtafeln.

Neue Bücher:

Dr. Hans Burkhardt, Schleswig: Seelenlehre.

Dr. Heinz Rieder, Wien: Geisteswissenschaft.

BIBLIOTEKA PUBLICZNA

Menschwerdung und Erdgeschichte

Von Friedrich Solger

Mit 2 Merkbildern im Text

Die Frage, wie der Mensch entstanden sei, war ein Jahrtausend lang im Sinne der mosaischen Sage beantwortet worden, die ihn als Erdenkloß ansah, nachträglich erfüllt mit göttlichem Odem. Vergessen schien die germanische Sage, nach der die ersten Menschen auf Bäumen gewachsen wären, die Menschwerdung also als organisches Wachstum aus allgemeinen Lebensgesetzen heraus aufgefaßt wurde. Wer sie etwa kennen mochte, nahm sie nicht ernst. Da ließ Herder, von 1784 beginnend, seine „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" erscheinen. Darin stellte der protestantische Pfarrer den menschlichen Körperbau als eine Fortentwicklung des im Affen verkörperten Bauplans dar und den aufrechten Gang als die Voraussetzung für die stärkere Entwicklung des Gehirnes. Der Schädel brauchte nicht mehr durch starke Nackenmuskeln von der Seite her gehalten zu werden, sondern ruhte auf der Wirbelsäule, die Nackenmuskeln bedeuteten nur eine Art Hilfsstellung, und dem Rumpfe konnte sozusagen ein größerer Schädel zugemutet werden. Das sind Gedanken, die auch die heutige Abstammungslehre ähnlich ausdrückt. Fast gleichzeitig schrieb Goethe während der Italienischen Reise in seinen „Faust" die Verse:

Du führst die Reihe der Lebendigen
An mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Es ist, als ob er Herder damit anredete, oder auch als ob beide auf jener altgermanischen Schöpfungssage aufbauten. Aber erst das 19. Jahrhundert hat daraus eine planmäßige Forschung nach der Urgeschichte des Menschen gemacht. Die Grundlage, die Überzeugung, daß die Ähnlichkeit der Lebewesen auf ihrem Erbzusammenhange beruhe, entzieht sich wissenschaftlicher Beweismöglichkeit. Sie bedeutet die Rückkehr aus morgenländischen Fremdvorstellungen zu germanischen Denknotwendigkeiten, die die nordische Sage einst ahnend ausgedrückt hatte. Erst auf dieser Grundlage konnte eine wissenschaftliche Forschungsmethode sich aufbauen, die aus den Ergebnissen der vergleichenden Betrachtung der Körperformen und Lebensvorgänge (vergleichende Anatomie und Physiologie) auf Erbverwandtschaften schloß.

Dabei ergab sich bald, daß nicht alle Ähnlichkeiten auf Verwandtschaft beruhen konnten. Der Delphin hat nicht deshalb Fischgestalt, weil seine Vorfahren Fische gewesen wären. Diese müssen vielmehr unter den Landwirbeltieren gesucht werden, auf die der innere Bau des Delphinkörpers hinführt. Die äußere Fischgestalt muß als nachträgliche Anpassung an die fischähnliche Lebensweise, das Schwimmen im Wasser, aufgefaßt werden, als „Konvergenz". Um die Ähnlichkeiten aus Konvergenz von denen aus Erbverwandtschaft zu unterscheiden, muß der Vergleich so gründlich wie möglich

durchgeführt werden. Er wurde auf die ganze Entwicklung des Körpers vom Ei an ausgedehnt (Keimesgeschichte oder Ontogenie) und auf alle Tierformen der Vergangenheit, deren Reste die Erdschichten uns aufbewahrt haben (Versteinerungskunde oder Paläontologie). Dieser letzte Weg ließ hoffen, daß man unmittelbar die Urkunden einer Stammesgeschichte (Phylogenie) aufdecken würde. Aber dazu sind die erdgeschichtlichen Urkunden zu lückenhaft. Nur im Zusammenwirken mit allen andern Vergleichsmöglichkeiten führen sie zum Ziele.

Die Verbindung zwischen keimesgeschichtlichen und stammesgeschichtlichen Erkenntnissen faßte Haeckel, nicht ohne die Vorarbeit älterer Forscher, in dem Satze zusammen: „Die Keimesgeschichte ist die abgekürzte Wiederholung der Stammesgeschichte". Er gab dem den wenig glücklichen Namen des „biogenetischen Grundgesetzes", an dessen Stelle in schlichtem Deutsch und mit klarerer Kennzeichnung des Inhaltes vielleicht der Name „Nachfolgegesetz" treten könnte; denn es handelt sich um folgendes: Wie die Stammesgeschichte von einzelligen Urvorfahren zur heutigen Tierform führt, so beginnt die Keimesgeschichte mit dem einzelligen Ei-Zustande und führt ebenfalls zur heutigen erwachsenen Tiergestalt. Der Weg, auf dem das geschieht, ist ebenfalls geerbt wie die Gestalt selbst. Nur wird er vom Keime jedesmal in Wochen und Monaten durchlaufen, während die Stammesgeschichte Jahrmillionen umfaßt. Der Weg ist also stark verkürzt. Wenn er trotzdem ersichtliche Umwege macht, führen wir sie darauf zurück, daß die Keimesgeschichte dem Wege der Stammesgeschichte folgt. Wenn z. B. der Menschenkeim bei einigen Millimetern Länge die Anlage von Kiemenspalten zeigt, dann sehen wir das als die Folge davon an, daß der Mensch einst kiemenatmende, also im Wasser lebende Vorfahren hatte.

Das sind in Kürze die Hülfsmittel, die uns grundsätzlich zur Erforschung der Stufen der Menschwerdung im Laufe der Erdgeschichte zur Verfügung stehen. Dazu liefert die Erdgeschichte selbst noch Anhaltspunkte für die Beurteilung der Umwelt unserer Vorfahren, vor allem hinsichtlich der gleichzeitigen Tier- und Pflanzenwelt, des Klimas und der Umbildung der Landschaft durch gebirgsbildende Vorgänge, Pressungen in der Erdkruste, wodurch Gebirge in verhältnismäßigen wenigen und kurzen Zeitabschnitten aufgewölbt wurden, um dann in sehr viel längeren Zeiträumen durch Wasser und Wind wieder abgetragen, zu „Rumpfflächen" eingeebnet zu werden.

Der Vergleich mit der Tierwelt zeigt uns als unsere nächsten Verwandten unbestritten die Menschenaffen. Gleich ihnen stammen wir von Vorfahren ab, die uns mit allen Säugetieren gemeinsam sind, und indem wir deren Abstammung verfolgen, kommen wir zurück zu den ersten Landwirbeltieren, von denen außer den Säugetieren auch Lurche, Kriechtiere und Vögel abstammen. Die Kiemenspalten, die in der Keimesentwicklung des Menschen und seiner tierischen Verwandten auftreten, weisen uns weiter auf Wasserwirbeltiere als Vorstufe der Landwirbeltiere hin, aber nicht auf schwimmende Fische, sondern auf Bodenbewohner des Meeres; denn nicht vom Schwimmen der Fische, sondern nur vom Laufen auf dem Meeresgrunde können wir uns einen schrittweisen Uebergang zum Laufen auf dem Festlande denken.

Wollen wir den Ursprung der Wasserwirbeltiere und damit der Wirbeltiere über-

haupt aufdecken, dann kommen wir in Zeiten zurück in denen die erdgeschichtlichen Urkunden gar zu spärlich werden und wir mehr und mehr auf Schlüsse aus der Keimesgeschichte angewiesen sind. Wir werden uns deshalb zweckmäßig zunächst damit begnügen, den Entwicklungsgang vom ersten Landwirbeltier an bis zum Menschen zu verfolgen, um so mehr als wir damit einen verhältnismäßig festen Ausgangspunkt gewinnen; denn wir dürfen annehmen, daß alle Landwirbeltiere von einer gemeinsamen Urform abstammen, der allein es gelang, sich an das festländische Leben so anzupassen, daß das der Anfang einer neuen, mächtigen Entwicklungslinie wurde.

Wir dürfen das aus dem Gliedmaßenbau schließen, der bei allen Landwirbeltieren bis ins einzelne auf den gleichen Bauplan zurückführt: Zwei Vorder- und zwei Hintergliedmaßen lehnen sich durch einen aus je drei paarigen Knochen bestehenden Schulter- und Beckengürtel an die Wirbelsäule an. Vom Schulter- und Hüftgelenk geht je ein Knochen aus, der Oberarm und Oberschenkel. Daran schließt sich ein aus je zwei Knochen bestehender Unterarm und Unterschenkel, eine doppelte Reihe von Hand- und Fußwurzelknochen, fünf Mittelhand- bezw. Mittelfußknochen und je fünf mehrgliedrige Finger bzw. Zehen. Alle Abweichungen sind als spätere Umwandlungen erklärbar.

Mit dem Übergange zum festländischen Leben waren zwei grundlegende Änderungen verbunden: der Ersatz der Kiemenatmung durch die Lungenatmung und das Tragen des Körpergewichtes durch die Beine. Da die Erdgeschichte uns mit verschwindenden Ausnahmen nur Hartgebilde der Vorwelttiere überliefert hat, können wir über die Entstehung der Lungenatmung nur sehr wenig sagen, sehr viel mehr aber über die Entwicklung der Gliedmaßen. Beim Wasserwirbeltier wurde das Körpergewicht bis auf Bruchteile eines Hundertels vom Wasser getragen. Die Beine lenkten den Körper, aber sie trugen ihn nicht. Auf dem Festlande dagegen trug die Luft nur weniger als ein Hundertel des Gewichtes. Das übrige mußten wesentlich die Gliedmaßen besorgen. Das gelang bei den niederen Wirbeltieren vorerst nur unvollkommen, und wir sehen sie denn auch fast alle sich kriechend bewegen, wobei der Leib mehr über den Boden geschoben als getragen wird und durch schlängelnde Bewegungen bei der Ortsveränderung mithilft. Die Gliedmaßen waren also beim Übergange auf das Land so entscheidende Wirkteile, daß sie dabei starke Umgestaltungen erfahren mußten. Wäre das mehrmals unabhängig geschehen, dann müßten wir für diese Aufgabe mehrere verschiedene Lösungen finden; denn, von verschiedenen Tieren gelöst, wären das eben nicht dieselben Aufgaben gewesen. Wir haben das Gegenbeispiel beim Rückgange von Landwirbeltieren ins Wasser. Ein solcher ist mehrmals erfolgt, z. B. beim Ichthyosaurus, bei den Walfischen, bei den Robben. In allen Fällen wurden die Füße in Flossen umgebildet, aber im einzelnen ganz verschieden.

Noch eine große Wandlung forderte der Übergang auf das Land: eine Änderung der Keimesentwicklung. Nur das ausgewachsene Tier konnte ja die Fähigkeit zum festländischen Leben haben, das Ei mußte zunächst, dem Nachfolgegesetz entsprechend, seine erste Entwicklung im Wasser durchlaufen. Das sehen wir heute noch bei Lurchen wie Molch und Frosch. Kleine, nur von einer Gallerthülle umgebene Eier

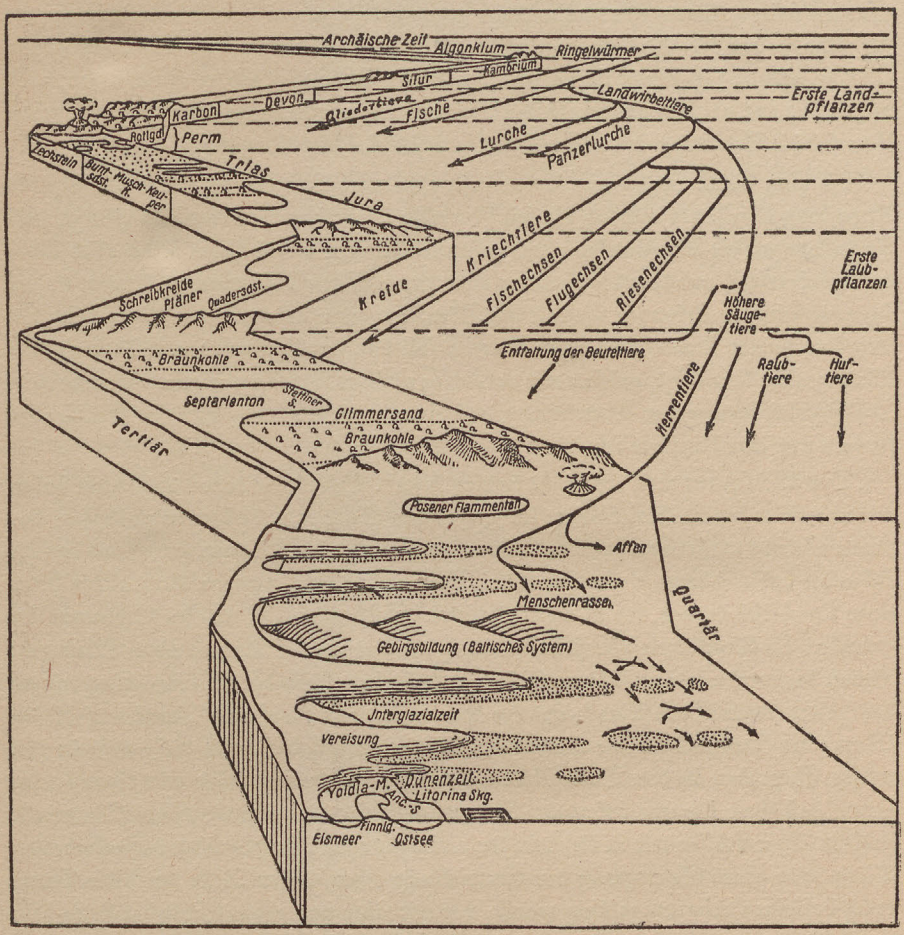
werden ins Wasser abgelegt, und nach Verbrauch der wenigen mitgegebenen Baustoffe beginnt die Kaulquappe ihr Leben auf eigne Hand, in dem sie jedes Mal wieder den Weg vom Wasser aufs Land macht.

Die volle Landtiernatur wurde erst in den Kriechtieren erworben, deren dotterreiche Eier dem Keim die Baustoffe bis zur ziemlich vollkommenen Ausbildung mitgeben und durch Eihüllen und Schale diese erste Entwicklung vom Wasser unabhängig machen. Auf solche dotterreichen Eier geht die Entwicklung auch bei den Säugetieren zurück. Nur geht hier die Fürsorge des Muttertieres noch weiter, indem es durch den Milchsaft dem aus dem Ei hervorgegangenen Jungen noch eine Zeitlang eine vorbereitete Nahrung gewährleistet, bei den höheren Säugetieren die Entwicklung des Eies sogar ganz in den Schutz des mütterlichen Körpers verlegt und ihm die nötigen Baustoffe im Austausch mit diesem durch den Mutterkuchen (die Placenta) vermittelt.

Der Fortschritt vom ersten Landwirbeltier zum höheren Säugetier liegt, von dieser Seite betrachtet, in der Verfestigung der Erbkette an der Stelle, wo sie am schwächsten ist: beim Übergang zum kommenden Geschlecht. Während sonst im Leben die Einstellung auf eine bestimmte Umwelt eine Minderung der Selbständigkeit bedeutet, wird hier gerade durch die Gewähr festgelegter Umweltbedingungen für die erste Zeit der Keimesentwicklung die Unabhängigkeit gefördert, da jene Gewähr aus den Kräften der eignen Erblinie heraus gegeben ist, freilich auch nicht das Einzelwesen unabhängiger macht, sondern nur die Erbkette als solche, die Rasse.

Die entscheidende Stufenfolge des Keimesschutzes prägt sich im Knochenbau an sich nicht aus, kann daher an erdgeschichtlichen Urkunden auch nur sehr mittelbar verfolgt werden. Wir finden die ersten Landwirbeltiere in Gestalt von Panzerlurchen (Stegocephalen) im Devon, d. h. vor schätzungsweise 300 Millionen Jahren. Die ersten Kriechtiere im Karbon mögen rund 250 Jahrmillionen zurückliegen. Die ersten Schädel, die entschiedene Kennzeichen der jetzigen Säugetiere zeigen, treten in den oberen Schichten der Triaszeit auf, vor etwa 150 Jahrmillionen (vgl. Merkbild 1).

So weit die Fehlergrenzen dieser Zeitschätzungen auch noch sein mögen, sind die Zahlen doch von entschiedenem Wert zur Gewinnung eines Augenmaßes für die Größenordnung der Zeiträume, um die es sich handelt. Das setzt allerdings eine gewisse Gewöhnung an den Begriff der Jahrmillion voraus. Wir können dazu helfen, wenn wir zur Veranschaulichung räumliche Bilder heranziehen: Denken wir uns eine Jahrmillion durch einen Kilometer dargestellt, dann entspricht einem Jahre ein Millimeter, einem langen Menschenleben von 70—80 Jahren die Breite von 3—4 Fingern. Der Weg vom ersten bekannten Landwirbeltier, dem schon manche unbekannte festländische Formen vorausgegangen sein mögen, bis zu uns wäre dann darzustellen durch eine Strecke wie von Frankfurt am Main bis Bremen. Auf diesem Wege können wir in der Gegend von Marburg die ersten Kriechtiere nachweisen, nördlich von Kassel die ersten Säugetiere. Aber noch lange bleibt die Entwicklung der Säugetiere im Verborgenen, bis mit dem Beginne der Tertiärzeit vor vielleicht 50



Merkbild 1: Die erdgeschichtliche Entwicklung (Norddeutschlands) und die gleichzeitige Entwicklung der Wirbeltiere

(Die Vergangenheit ist als eine Bahn gezeichnet, auf der wir zur Gegenwart (Vordergrund) gelangt sind. Die Knicke bezeichnen Zeiten der Gebirgsbildung. Eingezeichnet ist ferner das Vordringen und Zurückweichen des Meeres und der Wechsel des Klimas zwischen feuchtem (Baumreihen) und trocknem (Pünktelung). Im Vordergrunde ist das Eiszeitalter mit seinen vier Vereisungen im Verhältnis zu den älteren Zeiten viel zu groß gezeichnet, um den dortigen Klimarhythmus zum Ausdruck bringen zu können)

Jahrmillionen, also halbwegs zwischen Hannover und Bremen ihre auffallend plötzliche Entfaltung zu einer überraschenden Mannigfaltigkeit eingesetzt. Erst am Anfang des Eiszeitalters, vor etwa $^1/_2$-Jahrmillion, also $^1/_2$ km vor Bremen, erfolgte die Trennung der Ahnenreihe des Menschen von der des nächstverwandten Menschenaffen, des Schimpansen. In das Erlebnis einer D-Zug-Fahrt zusammengedrängt hieße das: Nachdem wir schon stundenlang durch das Bereich der Wasserwirbeltiere

gefahren wären, kämen wir nachmittags gegen 3 Uhr zu den Landwirbeltieren, gegen $^1/_{25}$ Uhr zu den Kriechtieren, gegen $^1/_{10}$ Uhr zu den Säugetieren. Aber erst gegen 10 Uhr abends sähen wir sie innerhalb weniger Minuten sich reich entfalten, und erst nachts um 11 Uhr innerhalb der Bremsstrecke vor dem Bremer Hauptbahnhof hätte sich die Trennung von Menschenaffe und Mensch vollzogen.

Wie ging die Umwandlung in das erste Landwirbeltier vor sich? Die Frage, wie Anpassung überhaupt möglich ist, soll hier nicht beantwortet werden. Es genügt, daß Anpassung an die Lebensaufgabe den gesamten inneren und äußeren Bau aller Lebewesen beherrscht, und wir begnügen uns damit, nach den Aufgaben zu fragen, an die sich anpassend das Leben zur Gestalt des Menschen kam. Wo wir diese Anpassung als Ergebnis harter Auslese verstehen können, soll das erwähnt werden. Wo diese Erklärung nicht befriedigt, müssen wir vorläufig auf das Erklären überhaupt verzichten. Die Zurückführung der Entwicklung auf einen innern Drang ist keine Erklärung, sondern nur eine Umschreibung.

„Das Größte tut nur, wer nicht anders kann". Gehen wir davon aus, dann haben wir uns die ersten Landwirbeltiere im Zuge eines Schicksals entstanden zu denken, das unseren letzten wasserbewohnenden Ahnen das Wasser des Meeres entzog, an das ihr Leben bis dahin gebunden gewesen war. Wie wir im Barramunda Australiens heute einen Lurchfisch kennen, der in austrocknenden Wüstenseen lebt und im Schlamm eingegraben die Trockenzeit übersteht, so begegnen uns an der Wende vom Silur zum Devon die merkwürdigen Panzerfische ebenfalls innerhalb der Wüstenablagerungen des „alten roten Sandsteins", und die Panzerung von Kopf und Brust, auf die der Name der Panzer l u r c h e hindeutet, läßt vermuten, daß auch diese auf ein zeitweises Eingraben in den Bodenschlamm angewiesen waren. Aber wir können nicht sagen, daß einer der uns bekannten Panzerlurche in unsere unmittelbare Ahnenreihe gehörte. Eher müssen wir in dieser in der Triaszeit ohne Nachkommen dahinsterbenden Tiergruppe einen Seitenzweig der Entwicklung sehen, dessen Reste durch die Panzerung besonders erhaltungsfähig waren, der uns aber nur einen Schluß auf die Umweltbedingungen erlaubt, unter denen die Umbildung zum Landwirbeltier erfolgte. Da erscheint denn der Kampf mit einem trocknen Klima bedeutungsvoll, das den Lebensraum einengte, denjenigen Lebensformen aber, die diesen Kampf siegreich bestanden, für alle Zukunft neue Lebensräume eröffnete. Daneben drängt sich der Gedanke auf, daß die Zeiten der Gebirgsbildung, die, wie oben gesagt, kurze Unterbrechungen langer Zeiten der Gebirgsabtragung waren, gerade denjenigen Lebewesen, die das Festland eroberten, dringende Aufgaben stellten, weil sie an die Stelle weiträumiger Flachlandschaften, die nach langen Abtragungszeiten allgemein herrschen mußten, ein rasch von Ort zu Ort wechselndes bergiges Geländebild setzten.

Bringen wir das Wüstenklima der Alt-Rot-Sandstein-Zeit und die kaledonische Gebirgsbildung der Devonzeit mit der Entstehung der Landwirbeltiere in Verbindung, dann sehen wir die Panzerlurche aussterben in einer neuen Trockenzeit der Triasperiode,

die auf die variskische Gebirgsbildung folgte. Keine Lurchformen treten als beherrschende Gestalten der Landtierwelt an ihre Stelle, sondern die durch ihren stärkeren Keimesschutz überlegenen Kriechtiere, die schon seit dem Karbon nachweisbar sind, erst seit der Trias aber ihren ganzen Formenreichtum entfalten.

Da sehen wir Plesiosaurier und Ichthyosaurier, die das eben gewonnene Festland zugunsten des Meeres wieder aufgaben, vielleicht weil das dürre werdende Festland weniger Nahrung bot als das Meer, dessen Lebewelt vom Regenfall unabhängig war. Flugechsen und wenig später die Vögel erscheinen als Eroberer der Luft, am meisten aber überraschen uns die Dinosaurier, die teils auf 4 Füßen ihren Riesenleib trugen, teils auf den Hinterbeinen hüpften.

Alle diese eigentümlichen Formen mit Ausnahme der Vögel sterben am Ende der Kreidezeit aus. Wohl leben noch viele Familien der Kriechtiere bis zur Gegenwart fort; aber gerade diejenigen, die das Bild der voraufgehenden Zeiten beherrscht hatten, also den damaligen Lebensbedingungen am besten angepaßt gewesen sein müssen, verschwinden nun, und in der Lücke finden wir schon zu Beginn der Tertiärzeit die Säugetiere in so verschiedenartigen Gestaltungen, daß sowohl Beuteltiere wie höhere Säugetiere in sehr viel reicherer Entfaltung, als die Überreste zeigen, schon vorher vorhanden gewesen sein müssen. Wo kamen sie her? Warum finden wir vorher so wenig von ihnen? Warum entfalten sie sich dann plötzlich so reich?

Sie bilden ein Gegenstück zu der Entfaltung der Kriechtiere nach dem Aussterben der Panzerlurche. Das Aussterben der Saurier hat den Lebensraum für die Säugetiere frei gemacht. Aber warum geht aus dem Wettbewerb die bis dahin so unscheinbare Gruppe als Sieger über die Saurier hervor? Änderten sich die Umweltbedingungen so sehr, daß künftig andere Anpassungen gefordert wurden als vorher? Dagegen spricht die Tatsache, daß die Ordnungen der Säugetiere eine Reihe von Seitenstücken zu denen der Saurier zeigen: den Fischechsen entsprechen die Delphine, den Flugechsen die Fledermäuse. Die Anregungen, die die Umwelt für die Anpassung gab, waren offenbar hier wie dort sehr ähnlich, und die Säugetiere lösen die Saurier ab im Anschluß an die laramische Gebirgsbildung, wie diese die Panzerlurche abgelöst hatten im Anschluß an die variskische. Selbst die Dürrezeit der Perm- und Triaszeit, in der die Panzerlurche ausgestorben waren, findet ein gewisses Gegenstück im Alttertiär, in dem die Kalisalze des Elsaß und der Gips des Montmartre auf trockenes Klima hindeuten, freichlich auch Braunkohlenbildungen das zeitweise Vorhandensein großer Moore in feuchtem Klima bezeugen. Wenn wir amerikanischen Forschern folgen wollen, soll sogar um die Wende zur Tertiärzeit eine Eiszeit eingetreten sein, vergleichbar den Vereisungserscheinungen im Perm. Die Umweltbedingungen, unter denen die Saurier den Säugetieren wichen, waren jedenfalls nicht wesentlich anders als die, unter denen sie einst den Vorrang vor den Panzerlurchen gewonnen hatten, und doch unterlagen jetzt die vollendet angepaßten Tiere, deren Vorfahren gesiegt hatten, als sie noch im Ringen um die Anpassung waren. Damals waren sie eben wendiger in der

Verteidigung. Jetzt waren sie die Überlegenen im eingefahrenen Geleise, im Besitz hervorragender Körperwerkzeuge für gewohnte Aufgaben, aber unfähig zur Umstellung. Sie waren Sklaven ihrer Werkzeuge geworden.

Wir wollen nur einen Blick auf die Dinosaurier werfen. Aus ihrem Knochengerüst können wir schließen, wie groß ihr Gehirn und ihr Rückenmark war. Da finden wir denn bei Riesentieren ein kaum faustgroßes Gehirn, während das Rückenmark an Schultern und Lenden, wo die Nervenversorgung der Gliedmaßen lag, unverhältnismäßig viel größer war. Die Säugetiere dagegen zeigen eine stärkere Betonung des Gehirns, besonders des Großhirns, gegenüber dem Rückenmark. Das bedeutet ein *stärkeres bewußtes Willensleben*. Bewußt aber wird uns der Wille, wenn er vor ungewohnten Entschlüssen steht, während das Gewohnte mehr oder weniger unbewußt entschieden wird.

Hier soll nicht das Rätsel des Bewußtseins gelöst, sondern nur die Eigenart bewußten Handelns betont werden. Seine Voraussetzung ist die Zusammenschaltung aller Empfindungs- (sensorischen) und Auswirkungs- (motorischen) Kräfte des gesamten Körpers. Die Grundlage dieser Zusammenschaltung ist das Hirn, und in dessen Entwicklung waren die Säugetiere den Kriechtieren voraus. Ihre Überlegenheit lag neben dem schon erwähnten besseren Keimesschutz, der eine stärkere Einheit der Rasse sicherte, in der geschlosseneren Zusammenfassung der Verstandes- und Willenskräfte, kurz gesagt: in einer kraftvolleren *Seele*. Wie war sie erworben?

Nur der Knochenbau liegt uns in zeitgenössischen Urkunden, die sehr lückenhaft sind, vor. Er zeigt uns beim Säugetier im Gegensatz zum Kriechtier 1. die genannte größere Ausbildung des Gehirns, 2. die unmittelbare Gelenkung des Unterkiefers am Hirnschädel unter Ausschaltung des Quadratbeins, 3. die Arbeitsteilung zwischen Schneide-, Eck- und Backzähnen im Gebiß, 4. die Ausbildung des Sprunggelenks an der Ferse. Die Arbeitsteilung zwischen den Zähnen ist eine Anpassung an die festländische Pflanzennahrung. Mit dem Vordringen der Pflanzen in trocknere Gebiete, besonders mit der Entstehung der Steppengräser nach der älteren Kreidezeit, war diese Anpassung an die härteren Gewebe der Steppenpflanzen die Voraussetzung für die Eroberung jener Gebiete. Die Ausschaltung des Quadratbeins, das sich als Kieferstiel entbehrlich zeigte, wurde zum Fortschritt erst durch die Neuverwendung im Hörorgan, die wir im einzelnen nicht verfolgen können. Anklänge an beides kommen auch schon bei Kriechtieren vor, aber kaum als Vorstufen zum Säugetier, sondern eher als Gegenstücke gleicher Anpassung. Am weitesten führt uns die Betrachtung des *Sprunggelenkes*.

Es entsteht durch die Vergrößerung zweier Fußwurzelknochen, des Sprungbeins und des Fersenbeins, wobei den ansetzenden Muskeln ein längerer Hebearm geboten und dadurch eine kräftigere Streckung im Fußgelenk ermöglicht wird wie durch den Ellenbogen eine kräftigere Streckung des Armgelenks. Das ergab ein federndes Laufen, in das sich zwanglos auch größere Sprünge einschalten ließen, vorausgesetzt daß

das Gehirn entsprechend mitwirkte. Im Gegensatz zum eintönigen Rhythmus des Laufens ist ja der Sprung jedesmal ein Entschluß bewußt zusammengerafften Willens. Die Wechselwirkung zwischen der Entwicklung des Sprunggelenks und des Gehirns ist ersichtlich.

Wenn die Entwicklung zum Säugetier im Zusammenhang mit einem springenden Laufen geschah, liegt es nahe, den Schauplatz dieses Vorganges ins Gebirge zu verlegen, das zu solcher Bewegungsweise besonderen Anlaß bot. Dadurch würde es auch erklärlich, daß wir von diesen Anfängen der Säugetierentwicklung so wenige Zeugnisse haben; denn die Gebirge wurden abgetragen und damit die Reste, die in ihren Boden eingebettet waren. Was uns erhalten geblieben ist, sind hauptsächlich die Reste der Tiere, die in der Niederung starben, in der sich neue Erdschichten bildeten.

Im Gebirge mußte ferner der Kampf mit starken Wärmegegensätzen zwischen Tag und Nacht aufgenommen werden. Eine Anpassung an ihn sehen wir in dem Wärmeschutz des Säugetierkörpers durch das Haarkleid, innerhalb dessen die Lebensleistung immer unabhängiger von der Wärme der Umgebung wurde, die Körperzellen immer mehr unter den stetigen Einfluß einer vom Körper selbst geregelten Wärme kommen konnten — ein ungeheurer Fortschritt in der Steigerung persönlicher Unabhängigkeit. Nur bei den Vögeln finden wir ein Gegenstück dazu in der Ausbildung des Federkleides, dem wir es wohl zuschreiben dürfen, daß die Vögel am Ende der Kreidezeit jene Erschütterung überlebten, in der die Flugechsen untergingen. Gegenbauer hat darauf hingewiesen, daß die Federn sich aus der Beschuppung der Kriechtiere ableiten lassen, die drüsenförmigen Haarwurzeln der Säugetiere aber mehr auf die drüsenreiche Haut der Lurche hinweist, mit denen die Säugetiere auch die zweiköpfige Gestalt des Hinterhauptgelenkes teilen. Wir werden die Säugetiere daher nicht als die Fortsetzung eines hochentwickelten Kriechtierstammes ansehen dürfen, sondern als eine früh abgezweigte Sonderentwicklung kurz nach der Erwerbung der Eihüllen, die die Kriechtiere von den Lurchen unterschieden. Ebenso sind die höheren Säugetiere nicht eine Fortentwicklung der Beuteltiere, diese vielmehr die Sonderausbildung eines früh abgespaltenen Seitenzweiges.

Das alles vollzog sich, während noch die Saurier die Futterplätze der Niederungen beherrschten, die der Erhaltung ihrer Reste günstig waren. Erst als diese Wettbewerber um die Wende zum Tertiär ausgestorben waren, konnten die Säugetiere in die frei gewordenen Plätze nachrücken. Daher werden nun erst ihre Reste reichlicher, obwohl hinter ihnen schon 100 Jahrmillionen gesonderter Entwicklung lagen und Beuteltiere und höhere Säugetiere schon getrennt nebeneinander standen.

Wir verfolgen nur diese letzte Gruppe. Ähnlich wie die Kriechtiere nach dem Aussterben der Panzerlurche in der Trias entfalten sie sofort nach Beginn des Tertiärs eine Fülle von Formen, unter denen auch Schwimmer wie die Waltiere und Flieger wie die Fledermäuse nicht fehlen. Diese bezahlten die Eroberung des Meeres und der Luft damit, daß ihre Gliedmaßen nun für andere Verwendung unbrauchbar wurden. So wurden auch sie wieder Sklaven ihrer Werkzeuge und gerieten damit in Sackgassen

der Entwicklung, aus denen nach einem von Dollo erkannten Gesetze keine Umkehr möglich ist.

In viel geringerem Maße gilt das von denjenigen Säugetieren, die dem festen Lande treu blieben. Auch hier sehen wir Sonderentwicklungen, vor allem im Anschluß an die Ernährung. War das Gebiß der Säugetiere ursprünglich auf gemischte Tier- und Pflanzenkost eingestellt durch die Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Zahnarten, so gehen nun die Raubtiere zu einseitiger Fleischnahrung über, unter den Pflanzenfressern sehen wir Nagetiere und Huftiere gesonderte Wege einschlagen. Am vollständigsten erhalten bleibt die Vielseitigkeit der Bezahnung einerseits bei den Insektenfressern (Igel u. a.), die wir als die ursprünglichsten Formen der höheren Säugetiere ansehen, und andererseits in der Linie der Herrentiere (Primaten), d. h. der Halbaffen, Affen und des Menschen.

Für ihre Sonderausbildung wurde eine kletternde Lebensweise in den Bäumen maßgebend. Nicht nur die Hände, sodern auch die Füße werden dabei zum Greifen benutzt und erfahren demgemäß eine Umbildung, die aber das Knochengerüst nicht allzu tief umgestaltet. Zugleich sehen wir am Schädel die knöcherne Umrandung der Augenhöhle immer fester werden. Das darf wohl als ein verstärkter Schutz der Außenseite der Augenhöhle angesehen werden, der nötig wurde, weil die Augen, die beim Insektenfresser ähnlich wie beim Pferde schräg nach außen sahen, nun so verlagert werden, daß beide nach vorn sehen. Hatten die Gesichtsfelder beider Augen sich vorher kaum überdeckt, so stimmen sie nun fast überein, und die Erfassung des gleichen Punktes mit beiden Augen ermöglicht eine sichere Entfernungsschätzung. Gerade diese Gleichgerichtetheit beider Augen gibt dem Gesicht des Affen den menschenähnlichen Ausdruck aufmerksamer Anteilnahme. Das dadurch begründete räumliche Sehen mußte beim springenden Klettern in großen Baumhöhen eine geradezu auslesende Bedeutung gewinnen, da ein Fehlsprung aus falscher Schätzung der Entfernung des erstrebten Astes schwere Unfälle, wenn nicht den Todessturz, mit sich bringen mußte.

Während so eine immer stärkere Gehirnleistung in Verbindung mit bewußten Raumvorstellungen, also eine Entwicklung vom Nasen-Augen-Tier zum überwiegenden Augentier, hervortritt, sehen wir aus der Hauptlinie der Herrentiere sich seit dem Alttertiär Seitenlinien abspalten, wie die Sondergruppe der Halbaffen, deren Verbindung von Plattnägeln und Krallen an den Füßen eine eigentümliche Sonderanpassung darstellt, die im übrigen in ein mehr nächtliches Leben ausweichen. Wenig später zweigen sich die langschwänzigen Affen ab, die den Schwanz z. T. als Greifschwanz zur Unterstützung des Kletterns benutzen. Spätestens im Miocän finden wir echte Menschenaffen (Dryopithecus). Der schwanzlose Menschenaffe hat außer seinen Greiffüßen keine besonderen Werkzeuge für das Klettern, aber die stärkere Gehirnentwicklung weist auf eine sichere Körperbeherrschung durch das Zentralnervensystem hin. Nur die Zurückbildung des Daumens und der großen Zehe zeigt den Verlust von Fußteilen, die beim Klettern hinderlich werden konnten. Aber unter allen

Affen haben die Menschenaffen ihre Kletterfähigkeit am wenigsten durch äußere Werkzeuge, am meisten durch geistige Mittel verstärkt. Sie folgten am zögerndsten der Spezialisierung auf das Klettern. Schon im Miocän sehen wir die Vorfahren des Orang Utan und dann des Gorilla eigne Wege einschlagen. Dann kommt das Eiszeitalter, dessen Vergletscherungszeiten nicht nur Kälte mit sich brachten, sondern in den unvereisten Gebieten auch eine Verminderung des Niederschlages, dadurch Rückgang des Waldes zu gunsten der Steppe. In Waldinseln, die hierbei abgetrennt und durch die Steppe immer mehr eingeengt werden, standen nun die Menschenaffen vor dem Untergang, wenn ihnen nicht die Anpassung an eine Nahrungssuche in der Steppe gelang. Nur dem am wenigsten spezialisierten Typ, dem Vorfahren des Schimpansen, glückte diese Anpassung und jedenfalls nur an einem einzigen Orte, durch die bei ihm am ersten mögliche Umbildung des Greiffußes zum Gehfuße. Damit war der aufrechte Gang erworben und der Übergang zum Menschen vollzogen. Das Schicksal hat unsere Vorfahren gleichsam rechtzeitig zurückgerufen von der einseitigen Einstellung auf das Kletterleben und das Sprunggelenk seiner alten Bestimmung zurückgegeben. Das Herausreißen aus der Gewohnheit der Vorfahren wird einen neuen Antrieb gegeben haben, das an sich schon hochentwickelte Gehirn zur Überwindung unbekannter Schwierigkeiten zu verwenden. Die Arbeitsteilung zwischen Hand und Fuß befreite die Hand von der Fortbewegungsarbeit und machte sie dadurch zu andern Arbeiten verfügbar. Der auf der aufgerichteten Wirbelsäule ruhende Schädel konnte sich freier ausbilden in dem schon von Herder angedeuteten Sinne. So waren die Voraussetzungen geschaffen, unter denen der Mensch seine besonderen Vorzüge erwarb; aber es ist auch ersichtlich, wie sehr er dabei auf Erbgut aus der tierischen Ahnenreihe aufbauen konnte.

Die erste Vereisung wird die Abzweigung des Menschen von den Menschenaffen veranlaßt haben, die späteren brachten diesem Urmenschen neue harte Daseinskämpfe, die sich nun in verschiedenen Räumen abspielten und dadurch verschiedene Menschenrassen aus der Urrasse züchteten. Die wärmeren Interglazialzeiten erlaubten die räumliche Ausdehnung der getrennt gezüchteten Rassen. Das führte zu Kampf und Mischung, jede neue Vereisung unterwarf die entstandenen Mischrassen neuer Prüfung und züchtete den wertvollsten Kern heraus. So werden wir uns die Entstehung des heutigen Rassenbildes zu denken haben. Man darf wohl sogar den Blick in die Zukunft wagen, daß die Umprägung der Mischrassen in neuen Notzeiten so lange fortgehen wird, bis eine Rasse gezüchtet ist, die in den Zeiten gefallener Schranken der Versuchung der Mischung widerstehen kann und dadurch ihr erprobtes Erbgut wahrt.

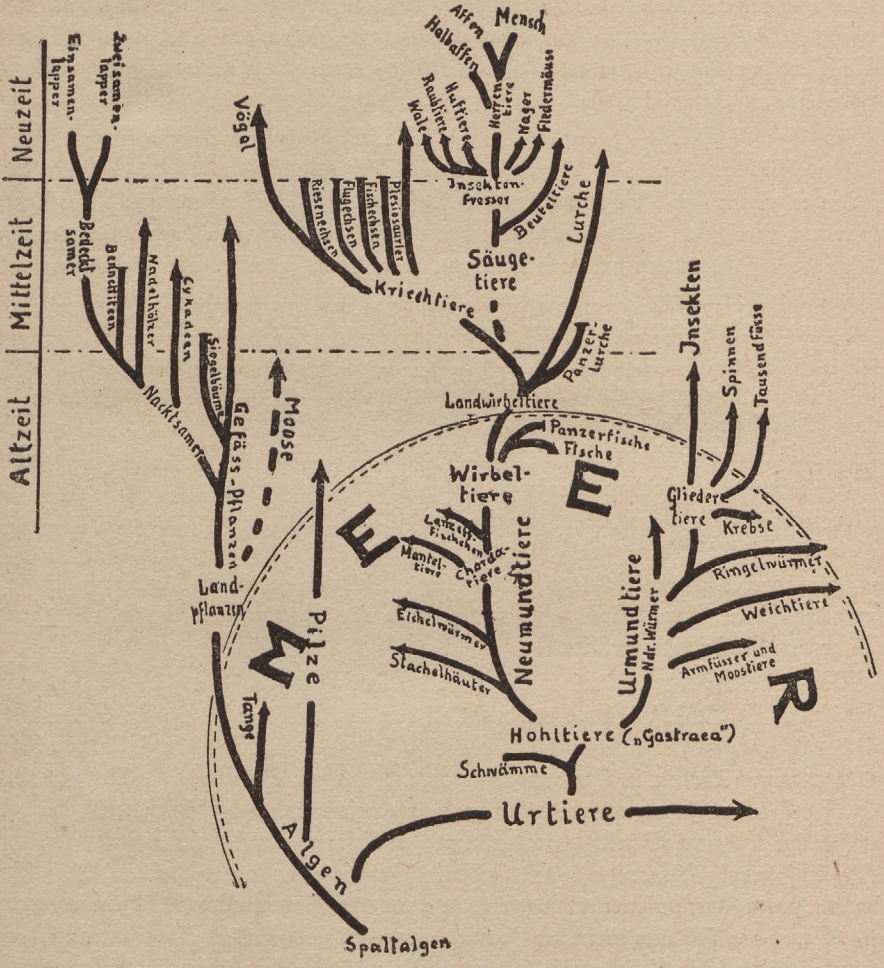
Wann in dieser Entwicklung die wichtige Dienstbarmachung des Feuers erfolgte, entzieht sich erdgeschichtlicher Beurteilung. Sie liegt durchaus in der Richtung der Züchtung überlegenden Mutes, die den Weg zum Menschen nach unseren Betrachtungen schon seit der Ausbildung des Sprunggelenkes kennzeichnet. Was ihn aber stärker als diese technische Bereicherung über das Tier hinaus hebt, das ist sein Ver-

hältnis zur nährenden Pflanze. Seine Vorfahren pflückten nur die von der Natur gebotene Nährpflanze, er aber zieht sie in seinen eigenen Lebenshaushalt pflegend mit hinein. Mit diesen Anfängen des Bauerntums, in die dann auch die Pflege des Tieres mit aufgenommen wurde, beginnt eine Gemeinschaftsform des Lebens, die in dieser Gestalt nirgends wiederkehrt. Der Bauernhof ist eine Lebenseinheit, die nicht nur die Kräfte der Familie arbeitsteilend vereinigt, sondern auch das tierische Leben unserer Urvorfahren erweitert, um die Urerzeugung organischer Stoffe durch die Pflanze und damit die Kräfte beider Lebensreiche zusammenzufassen. Nur unter den Insekten und Ameisen finden wir allenfalls Vergleichbares, und deswegen wollen wir abschließend noch einen Blick auf die Verwandtschaft zwischen Mensch und Insekt werfen (vgl. Merkbild 2).

Dazu müssen wir nach der Abstammung der Wirbeltiere fragen. Die Erdgeschichte läßt uns hier im Stich, da wir keine Reste von Vorfahren der Wirbeltiere besitzen und auch nicht erwarten können. Denn sie werden keine Hartgebilde gehabt haben, die sich über die ungeheuren Zeiten seit der Entstehung der Wirbeltiere — vor dem Silur — hätten erhalten können. Nur die Keimesgeschichte erlaubt uns, die Tierstämme nach grundlegenden Verwandtschaftsbeziehungen zu ordnen. Da können wir von den einzelligen Urtieren zunächst die Hohltiere (Coelenteraten) ableiten, als deren Vertreter die Qualle und der Süßwasserpolyp (Hydra) die bekanntesten sein werden. Auf ähnliche Vorfahren (die von Haeckel angenommene „Gastraea") gehen alle höheren Tierformen zurück. Aber dann trennten sich zwei grundverschiedene Linien: die Gastraea war nur ein Sack mit einer Mundöffnung, die auch als After zur Ausstoßung der unverwertbaren Nahrungsreste diente. Bei den höheren Entwicklungen werden zwei getrennte Öffnungen als Mund und After ausgebildet, verbunden durch den Darm. Bei der einen Entwicklungsreihe geht nun der Mund aus dem Urmunde der Gastraea hervor (Urmundtier oder Protostomier), bei der anderen entsteht eine völlig neue Mundöffnung (Deuterostomier, zu deutsch etwa Neumundtier). Die Landwirbeltiere sind die einzigen Neumundtiere, die den Weg aufs feste Land gefunden haben. Auch unter den Urmundtieren ist das, abgesehen von einigen Würmern und Landschnecken, nur einem einzigen Stamme gelungen, den Gliedertieren, unter denen die Insekten die höchstentwickelten Formen darstellen.

Auffallende Entsprechungen zeigen sich zwischen Insekten und Wirbeltieren, obwohl sie die Spitzen der beiden einander fremdesten Zweige der Tierentwicklung sind: vor allem die Quergliederung, die bei der Entwicklung des Wirbeltierkeims auftritt und sich in der Gliederung der Wirbelsäule in einzelne Wirbel noch beim erwachsenen Tiere ausspricht, erinnert so sehr an die Quergliederung der Insektenlarve, daß man lange Zeit die Ringelwürmer für die gemeinsamen Vorfahren beider hielt. Auch das Zentralnervensystem der Insekten zeigt wie beim Wirbeltier ein im Kopfe liegendes Gehirn, an das sich ein den ganzen Körper durchziehender doppelter Nervenstrang anschließt. Aber beim Insekt liegt dieser auf der Bauchseite, beim Wirbeltier

im Rücken, das Insekt atmet durch Einstülpungen der Haut, das Wirbeltier durch Ausstülpungen des Darmes. Das Insekt hat alle Hartgebilde außen, das Wirbeltiere sein eigentliches Stützorgan, das Gerippe, innen. Die Ähnlichkeiten sind Kon-



Merkbild 2: Das Leben erobert das feste Land

(Die Zeitbezeichnungen gelten nur für die Entsprechungen zwischen Gefäßpflanzen und Landwirbeltieren)

vergenzen, darauf beruhend, daß das Leben die höchste Entwicklung an die Lösung der gleichen Grundaufgaben knüpfte. Insekten und Wirbeltiere lösten sie bis zu einem gewissen Grade, aber im einzelnen mit ganz verschiedenen Mitteln.

Als solche Grundaufgabe zeigen die Ähnlichkeiten des Zentralnervensystems uns

den Zusammenschluß der Kräfte der Persönlichkeit zur Steigerung der Wehrkraft. Die zweite Grundaufgabe, die Verfestigung der rassischen Erbkette, sehen wir bei den Ameisen und Bienen wie bei den höchsten Wirbeltieren zu einer entwickelten Brutpflege führen, und schließlich stehen wir vor einer dritten Grundaufgabe, wenn die Ameise wie der Mensch die Pflege gewisser Nutztiere und Nutzpflanzen in den eigenen Lebenskreis hineinzieht, der dann in beiden Fällen aus einer arbeitsteiligen Mehrheit von Einzelwesen mit fester Ordnung, aus einem Staat, besteht. Diese dritte Grundaufgabe liegt in der Vergrößerung der kämpfenden Einheit im Lebenskampfe und der stärkeren Vorsorge für die Zukunft, also der Regelung des Vorfeldes dieses Kampfes.

Im einzelnen sind Ameisenvolk und Menschenvolk, Ameisenstaat und Menschenstaat unvergleichbar. Aber daß so ungeheuer verschiedene Entwicklungslinien auf die Lösung der gleichen Aufgaben hindrängen, zeigt deren grundlegende Bedeutung für alles Leben. Stärkung der Wehrkraft durch Verfestigung der Rasse, durch straffere Zusammenfassung der Kräfte des Einzelwesens in der Seele, durch Staatseinheit und Volksgemeinschaft, diese drei Leitgedanken, die wir die Menschwerdung durchziehen sehen, stehen aber auch als Träger der Entscheidung vor uns in dem gegenwärtigen Weltkriege. Auf sie ist die Geschichte der Menschwerdung gradliniger gerichtet als die Stammesgeschichte irgend eines anderen Lebewesens. Alle die merkwürdigen Tiergestalten, die wir daneben in so reicher Zahl auftauchen sahen, erschienen wie Abwege von dieser steilen, aber stolzen Straße. Auf diesen Abwegen wird jeweils ein scheinbar sehr wirksames Werkzeug ausbildet; aber in der allzu kurzsichtigen Anpassung an eine Augenblickslage statt an letzte Lebensziele wird die betreffende Lebensform der Sklave ihres Werkzeuges und gerät in eine Sackgasse, in der sie früher oder später dem Rassentode verfällt.

Vor dieser Gefahr sehen wir auch heute die Menschenrassen stehen. Das Werkzeug, das ihnen zum Schicksal zu werden droht, ist das Geld. Ob die Gesetze des Geldes oder die des Lebens geachtet werden sollen, darum geht heute der Weltkampf. Und noch ein anderes Gesetz kommt in ihm zum Ausdruck. In allen Stämmen der Urmundtiere ist ausgesprochen schmarotzende Lebensweise verbreitet, wie im Pflanzenreich bei den Pilzen, im gesamten Bereich der Neumundtiere ist sie eine verschwindende Ausnahme. Es gibt so wenig schmarotzende Seeigel wie schmarotzende Landwirbeltiere. Das Gesetz, nach dem schon unsere tierischen Ahnen angetreten sind, weist das Schmarotzertum als Abweg von sich und merzt die Formen aus, die ihm verfallen. Das setzt auch dem gegenwärtigen Schicksalskampfe das letzte Ziel: die Ausschaltung des Schmarotzervolkes.

Nordisches Familienbrauchtum und seine weltanschauliche Bedeutung

Von Richard v. Hoff

Unsere Zeit des Aufbaus drängt nach artgemäßer Lebensgestaltung auch auf dem Gebiete des Familienbrauchtums und läßt uns Bräuche fremden Ursprungs mehr und mehr fragwürdig erscheinen. Doch wäre es abwegig, gerade hier schlechthin Neues erfinden zu wollen; denn dabei würden wir Gefahr laufen, statt langher gewachsener Formen beziehungslose Künsteleien zu erhalten, denen die Weihe altehrwürdigen Herkommens fehlte. Es gilt vielmehr, den Weg zum Arteigenen zu finden, und das bietet sich von selbst dar, wenn wir den Blick auf die Volksüberlieferung lenken, die auf dem Lande noch überall lebendig ist und uns mit den stammverwandten indogermanischen Völkern verbindet. Dieses uralte Ahnenerbe, das der Bauer getreulich bewahrt hat, schlägt gleichsam eine Brücke über die Jahrtausende hinweg zu den vorgeschichtlichen Anfängen unseres nordischen Volkstums. Wollen wir seine schlichte Größe und tiefe weltanschauliche Bedeutung erfassen, so müssen wir allerdings von späten Sonderentwicklungen und vor allem von jeglicher Einfuhr aus fremdem Bereich absehen und uns auf das beschränken, was sich der Forschung als indogermanisches Gemeingut erschließt. Dabei kommt es nicht so sehr auf diese oder jene Abwandlung der Formen an, die im Laufe der Jahrtausende bei uns und den verwandten Völkern eingetreten ist, als vielmehr auf die rassenseelische Grundhaltung, die ihre erste Prägung bestimmte und auch heute noch artgemäßes Brauchtum zu gestalten vermag. Ein richtiges Verständnis für das seelische Gewicht des Familienbrauchtums gewinnen wir jedoch erst dann, wenn wir auch jede Deutung aus artfremder Überlieferung grundsätzlich ablehnen und seine Verwurzelung in der Sippe erkennen, die unseren Altvorderen Grundlage der völkischen Rechtsordnung war und so den festen Rahmen ihres Daseins bildete. Die Sippe war ihnen nicht nur eine durch geordnete Zeugungen geschaffene Gemeinschaft, sondern zugleich eine den Wechsel der Zeiten überdauernde Größe, da sie die Lebenden und die Toten umfaßte, denen der Glaube an die Wiedergeburt der Ahnen in den Enkeln ewiges Leben sicherte, solange genügend Kinder geboren wurden.[1]) Daher kehren auch bereits seit vorgeschichtlicher Vergangenheit die Namen der Vorfahren bei den Nachkommen immer wieder. Die Sippe war ferner als ursprüngliche Dorfgemeinschaft eine räumliche und wirtschaftliche Einheit, für deren Sicherheit, Ehre und Heil jedes ihrer Mitglieder sich verantwortlich fühlte und im Kampfe Schulter an Schulter mit den Sippengenossen einsetzte. Das Leben dieser auf Gedeih und Verderb verbundenen Gemeinschaft regelte sich nach einem durch sein ehrwürdiges Alter geheiligten Herkommen, das in den Anfängen Rechtsbedeutung hatte und zugleich in frommer Gesinnung als Gebot der Gottheit empfunden wurde. Sein sichtbarer Nie-

derschlag war ein vielgestaltiges Brauchtum, das in Resten bis zur Gegenwart erhalten geblieben ist. Heute vielfach verkannt, war es einst der lebendige Ausdruck der Gemeinbürgschaft der Sippe und sollte es auch bei uns wieder werden, wo immer wir den Sinn seiner Formen nachzufühlen vermögen.

Dabei stand unter den Bräuchen, die Geburt, Hochzeit und Tod umranken, das Brauchtum der Eheschließung an Bedeutung obenan, weil es sich hier darum handelte, den Bestand der Sippe durch Zeugung rechtmäßiger Kinder zu sichern. Schon aus dieser Feststellung ergibt sich, daß als Bereich für die Gattenwahl nur der Stand der Freien, d. h. die nordische Führerschicht, in Frage kam, und so zeigt uns denn auch die vergleichende Sprachwissenschaft bereits in indogermanischer Vorzeit die Frau als Herrin neben ihrem Ehegatten (ind. patni, griech. *πότνια*; vgl. ferner *δέσποινα*, matrona, frouwa) und nicht in untergeordneter Stellung wie bei den morgenländischen Völkern. Gegen die Überfremdung ihres nordischen Blutes schützten sich die alten Inder durch strenge Kastenvorschriften, und die homerischen Gedichte lassen einen solchen Abstand zur unterworfenen fremdrassigen Bevölkerung erkennen, daß diese kaum einmal erwähnt wird. In Rom erlangten die Plebejer die Gleichberechtigung mit den nordischen Patriziern auf dem Gebiet der Ehe erst nach mehr als dreihundertjährigem, erbittertem Ständekampfe; und bei den Germanen hatte die Verbindung eines Freien mit einer Unfreien die Unfreiheit der Kinder zur Folge, die demgemäß nicht zur Sippe des Vaters gehörten. Diese schlichten Tatsachen erhärten, daß die Erwerbung einer Ehefrau auf dem Wege des Sklavenhandels, wie das Morgenland sie kannte, bei den indogermanischen Völkern völlig ausgeschlossen war. Dem entspricht auch eine ausdrückliche Erklärung im altindischen Gesetzbuch des Baudhayana, wonach eine gekaufte Frau keine rechtmäßige Frau sein kann.[2]) Was ältere Handbücher über die Kaufehe bei den Indogermanen berichten, beruht auf irrtümlicher Auslegung der Quellen; denn überall, wo eine ausführliche Überlieferung vorliegt, zeigt sich, daß der vom Freier dem künftigen Schwiegervater übergebene angebliche Kaufpreis bei der Hochzeit in den Besitz der jungen Frau übergeht.[1]) Auch die Raubehe kann niemals Regelfall gewesen sein, da hinter ihr die Blutrache stand. Daher ist unter den zahlreichen Ehefrauen, die wir in den homerischen Gedichten genannt finden, nur Helena durch den Raub erworben; und dieser eine Fall hat den zehnjährigen trojanischen Krieg veranlaßt. Der Raub der Sabinerinnen, von dem die Sage erzählt, brachte die Stadt Rom in den Anfängen ihrer Geschichte an den Rand des Abgrundes; und aus der germanischen Frühzeit ist uns nur der Raub der Thusnelda durch Armin, den Cheruskerfürsten, bekannt. Er führte zu schwerer Sippenfehde, zur Gefangennahme Thusneldas, die ihren Gatten nie wiedersah, und im weiteren Laufe der Kämpfe zur Ermordung Armins durch seine eigenen Verwandten. In diesem Zusammenhange sein noch eine dritte Auffassung derer zurückgewiesen, die sich in der Herabsetzung unserer vorgeschichtlichen Ahnen nicht genug tun können. Ihr zufolge war die Eheschließung bei unseren Vorfahren eine geschäftliche Vereinbarung zwischen dem Freier und dem künftigen Schwiegervater, wobei die Braut überhaupt nicht gefragt wurde. Dem widersprechen jedoch bereits unsere ältesten nordischen

Quellen auf europäischem Boden, die homerischen Heldengedichte, die von der Innigkeit des seelischen Verhältnisses zwischen Hektor und Andromache und von der in zwanzig Leidensjahren nicht wankenden Treue Penelopes berichten. Überdies geht aus dem Gespräch, das Nausikaa mit Odysseus auf dem Wege zu ihrem Vaterhause führte, zweifelsfrei hervor, daß die Tochter bei der Wahl ihres Gatten ein gewichtiges Wort mitzureden hatte.[3]) Wie, im Gegensatz zu manchen heutigen Forschern, nordische Menschen vor nahezu dreitausend Jahren über die Ehe dachten, zeigen die Worte, die Odysseus bei der Begrüßung an Nausikaa richtet: „Mögen die Götter dir schenken, soviel du dir wünschest im Herzen, / einen Mann und ein Haus, und euch mit köstlicher Eintracht / segnen! Denn nichts ist schöner und wünschenswerter auf Erden, / als wenn Mann und Weib des Hauses in gleicher Gesinnung / walten: den Feinden bereitet es Ärger, aber den Freunden / herzliche Freude; das Tiefste jedoch empfinden sie selber."[3]) Die Unmittelbarkeit, mit der diese Verse noch heute auf uns wirken, zeigt, daß gegenüber der festgefügten Eigenart der Rassenseele ein paar tausend Jahre nicht von Belang sind. Wir können daher ohne weiteres annehmen, daß die in ihnen zum Ausdruck kommende seelische Grundhaltung bereits in der wenig mehr als tausend Jahre vorher zu Ende gehenden jüngeren Steinzeit vorhanden gewesen ist.

Wenden wir uns nunmehr dem nordischen Eheschließungsbrauchtum zu, so darf uns die vertraute Reihenfolge: Verlobung — Aufgebot — standesamtliche — kirchliche Trauung oder Vermählung das Verständnis für die Vergangenheit nicht trüben. Schon die Ausdrücke Verlobung und Vermählung waren einst nahezu gleichbedeutend und bezeichneten eine feierliche Bindung, im ersten Falle vom Brautpaar aus, im zweiten von der versammelten Sippe aus gesehen (mahal). Ferner hat die kirchliche Trauung erst im 14. Jahrhundert bei uns Boden gewonnen; das Nibelungenlied und das Gudrunlied des Hochmittelalters kennen sie noch nicht. Und schließlich gibt es eine standesamtliche Trauung in Deutschland erst seit dem Jahre 1875. Leider läßt sich aus der ohnehin nur bruchstückhaften Überlieferung kein völlig einheitliches Bild des ursprünglichen Eheschließungsbrauchtums entwerfen, da die indogermanischen Völker unter veränderten Lebensumständen hier und da in der Reihenfolge und Verknüpfung der Bräuche voneinander abgewichen sind. Der alles beherrschende Grundgedanke war, die Rechtsgültigkeit und das Heil der jungen Ehe dadurch zu sichern, daß die Haupthandlung einmal in Gegenwart der Sippengenossen und damit in voller Öffentlichkeit vorgenommen, zugleich aber auch die Ahnen und die Götter als Zeugen angerufen wurden. Daher ist dieses wie anderes Brauchtum unserer Vorfahren einst von einer tiefen Feierlichkeit erfüllt gewesen, die rassenseelische Wurzeln hat. Sie kommt ebenso in der Würde und Gemessenheit altrömischen Lebens wie noch heute in der verwandten Haltung des germanischen Bauern zum Ausdruck, dem die Pflege altehrwürdigen Herkommens schlechthin bindende Verpflichtung ist. Über vorgeschichtliche Bräuche bei der Eheanbahnung verrät uns die Überlieferung zu wenig; doch scheint die Verwendung von Brautwerbern bereits in indogermanische Zeit zurückzureichen.[4]) Ihre Aufgabe war, sich

der Zustimmung des Vaters der Braut zu versichern, wobei vielleicht schon damals formelhafte Wendungen üblich waren. Jedenfalls könnte man das Bruchstück eines Gedichtes des Sappho, worin der Vater seine und der Mutter Einwilligung in einem Worte zusammenfaßt, so deuten: („δώσομεν" ἦσι πατήρ).[5]) Gegenüber denen, die diese Eheanbahnung zu sehr unter dem Gesichtspunkte geschäftlicher Verhandlungen betrachten, ist hervorzuheben, daß „freien" und „Freier" zu einer indogermanischen Sprachwurzel mit der Bedeutung „lieben" gehören. (Vgl. altind. priyas lieb, got. frijon lieben).[6]) Zur Hochzeitsfeier, für die im germanischen Bereich ein Dienstag oder Donnerstag[7]) und ferner bei Indern, Griechen und Germanen die Zeit des zunehmenden Mondes, meist nach Einbringung der Ernte, bevorzugt wurde, fanden sich die Sippengenossen im Hause der Brauteltern ein. Da hierfür die Bekanntgabe eines bestimmten Tages unumgänglich war, darf man die Aussendung eines Hochzeitsbitters, der heute in deutschen Gauen den mit bunten Bändern und Tüchern geschmückten Stab durch die Bauernschaft trägt und seinen Spruch dabei aufsagt, wohl schon für die Vorzeit annehmen, obwohl Belege aus dem Altertum fehlen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn der schöne Brauch bei uns auf dem Lande schießlich der gedruckten Einladungskarte zum Opfer fiele.

Hochzeitsgeschenke, wie wir sie dem jungen Paar darbringen, waren auch bei den alten Griechen üblich. Der Brauch, daß die Gäste durch Gaben zum Gelingen der gemeinsamen Feier beitragen, wie noch heute vielerwärts bei Bauernhochzeiten, könnte alt sein. Schon die Vorzeit hat ohne Zweifel zum festlichen Tage die Häuser der Brauteltern und des Bräutigams mit frischem Grün geschmückt. Jedenfalls wird dies von den Griechen[8]) und Römern[9]) berichtet, und in deutschen Gauen ist der Brauch weit verbreitet. Eine bronzezeitliche Steinritzung aus Dänemark zeigt ein Paar neben einem Baum, was bereits für jene Vergangenheit die Sitte des Brautmaien bezeugt, den man bei uns noch heute vielerwärts in, vor oder auf dem Hochzeitshause errichtet.[7]) Selbstverständlich ist auch das Brautpaar selbst, und vor allem die Braut, von jeher an ihrem Ehrentage geschmückt gewesen. Auf den schwedischen Felsbildern der Bronzezeit finden wir die Braut mit offenem Haar, das anscheinend mit einer Kopfbinde zusammengehalten war. So auch noch heute vielfach in Skandinavien und Deutschland, z. B. bei den sogenannten Freien vor dem Walde in der Gegend vor Hannover, die manches alte Brauchtum bewahrt haben.[4]) In anderen Gegenden unseres Vaterlandes trägt die Braut eine kunstvoll aufgebaute, mit Blumen geschmückte Brautkrone, die erstmalig um 590 von Gregor von Tours erwähnt wird und nachweisbar nichtkirchlichen Ursprungs ist.[7]) Die alten Griechen und Römer verwendeten den Myrthenkranz, der bei uns allmählich den älteren, z. B. noch in Kärnten üblichen Rosmarinschmuck verdrängt hat. Eine besondere Betrachtung fordert der Brautschleier, da er über seinen Ursprung und seine Bedeutung keine einheitliche Auffassung herrscht. Er gilt meist als eine durch die Kirche vermittelte Einfuhr aus dem Morgenlande und wird daher in völkischen Kreisen gelegentlich abgelehnt. Und doch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Schleier uraltes indogermanisches Erbgut ist, wenn er sich auch auffälligerweise

gerade im deutschen Bauerntum nicht erhalten hat, sondern dort erst von der Stadt aus wieder eingeführt zu sein scheint. Für das griechische[8]) und römische[9]) Altertum ist er vielfach bezeugt und bei den slavischen Völkern noch heute weit verbreitet. Daß die Germanen ihn gekannt haben, ergibt sich aus zahlreichen Stellen der Edda[10]) sowie aus seiner Verwendung bei den Dithmarschern des 16. Jahrhunderts.[11]) Schließlich weist auch der Ausdruck „unter die Haube bringen" auf die ehemalige Verschleierung, wenn auch in abgewandelter Form, hin. Ebenso wenig wie eine Herleitung des Brauches aus morgenländischem Bereich kommt selbstverständlich für uns seine Deutung aus vorderasiatischen Anschauungen in Frage. Schon deswegen nicht, weil die Morgenländer ihre Frauen das ganze Leben hindurch verschleiert gehen lassen, während der nordische Brauch nur für den Hochzeitstag gilt. Bei den im kühlen Norden so ungezwungenen Verhältnis der Geschlechter zueinander lag zu einer Verhüllung der Braut aus den für das Morgenland geltenden Gründen auch nicht der geringste Anlaß vor. Bei einigen südslavischen Völkern wird heute für die Begründung der Verschleierung angegeben, die Braut solle nach der Heimführung den Rückweg zum Elternhause nicht wiederfinden.[12]) Es steht nichts im Wege, diese sinnbildliche Erklärung bereits für die indogermanische Vorzeit anzunehmen. Denkbar wäre auch die Absicht, den beim Scheiden aus dem Elternhause begreiflichen Abschiedsschmerz zu verbergen, was gereade nordischer Wesensart entspräche.

Sobald nun die Sippengenossen versammelt waren, schritt man zur feierlichen Handlung *am heiligen Herdfeuer*, der Weiheстätte der Gottheit. Daß man die Eheschließung unter den Schutz des Himmelsgottes stellte, den die Griechen ausdrücklich Herdgott ἐφέστιος nannten, ergibt sich aus der bei Indern, Griechen und Römern fast buchstäblich gleichen Bezeichnung des Zeus als Gott der Zeugung (Dyaus janita, Ζεὺς γενετήρ, Jupiter genitor).[6]) Braut und Bräutigam traten in den von den Sippengenossen gebildeten Kreis, der schon den homerischen Griechen als heilig galt[13]), und gaben einander zum Gelöbnis der Treue die Hand, eine sinnbildliche Handlung, die zugleich die Übernahme der Braut aus der Schutzgewalt des Vaters in die des Bräutigams einschloß. Der Brauch läßt sich bei allen großen indogermanischen Völkern nachweisen.[6]) Fast bis zur Gegenwart fand in vielen Dörfern der Lüneburger Heide wenigstens die Verlobung noch in dieser Form am Herdfeuer des niedersächsischen Hauses statt, nachdem die Kirche längst die Trauung an sich gezogen hatte.[14]) Die auffallende Ähnlichkeit einer altrömischen mit einer altindischen Trauungsformel deutet darauf hin, daß feststehende feierliche Wendungen bereits in indogermanischer Vorzeit üblich waren, wenn sich auch ihr Wortlaut heute nicht mehr erschließen läßt.[2]) Das anschließende *Festmahl der Hochzeitsgesellschaft* war bei unseren indogermanischen Vorfahren immer zugleich ein Opfermahl, an dem die Gottheit als Gast teilnahm. Daher bildeten auch die mit dem Opfer zusammenhängenden Bräuche den wichtigsten Teil der Feier. Sie fanden am heiligen Herde statt, neben dem seit Urzeiten ein großes Gefäß mit Wasser stand, so daß das junge Paar, wie es in der altrömischen Über-

lieferung heißt, zur Gemeinschaft von Wasser und Feuer verbunden wurde.[2]) Hier verzehrte bei Griechen[8]), Römern und Germanen[7]) das Brautpaar gemeinsam ein Stück Brot und übergab die andere Hälfte dem lodernden Herdfeuer. Welche Bedeutung man gerade diesem Brauche einst beimaß, ergibt sich daraus, daß eine der ältesten römischen Bezeichnungen für Eheschließung „Brotvereinigung" (confarreatio) hieß. Anschließend umschritt das junge Paar gemeinsam den Herd, während der Brautvater bei Indern, Griechen und Römern eine feierliche Wasserspende vornahm.[6]) Nach deutschem Brauchtum trinken Braut und Bräutigam noch heute vielfach zum Zeichen ihrer Verbundenheit gemeinsam aus einem Glase.[7])

Ein wesentlicher Bestandteil der Hochzeitsfeier war wohl ebenfalls von Urzeiten her die Aufführung festlicher Reigen. Sie werden daher auch mit den zugehörigen Gesängen bereits in den homerischen Gedichten mehrfach erwähnt.[13]) Bei den Germanen standen sie so sehr im Vordergrunde, daß die Hochzeit geradezu ihren Namen (Brautlauf) nach ihnen erhielt, der sich in einigen germanischen Sprachen noch heute erhalten hat; (schwed. bröllop, holl. huwelijk). Doch war es abwegig, in dem Wort Brautlauf eine Erinnerung an die angebliche Raubehe der Vorzeit zu sehen, schon deshalb, weil daneben andere Ausdrücke stehen, die zweifellos Hochzeitsreigen bedeuten; vgl. ags. brydlac, rheinl. Hileich. Solche Reigen, die Gesang, Tanz und Darstellung vereinigten, hatten ursprünglich religiöse Bedeutung und wurden einst in der Lüneburger Heide um den Herd herum getanzt.[7]) Sie gehören als Ehrentänze noch heute zum Brauchtum unserer Hochzeiten, vor allem der ländlichen, und erreichen im Scheesseler Brautreigen eine Feierlichkeit, die nicht übertroffen werden kann. Sie boten auch Gelegenheit, die Ahnen an der Hochzeitsfeier ihrer Sippe teilnehmen zu lassen, was für den nordischen Menschen der Vor- und Frühzeit schlechthin selbstverständlich war. Hierfür liegen ehrwürdige Überlieferungen bei der seit Urzeiten bodenständigen Bevölkerung Schleswig-Holsteins vor, wo in einigen Dörfern bis nahe an die Gegenwart heran der Brautzug auf dem Wege nach dem Hause des Bräutigams sich zu den benachbarten Hünengräbern begab, um dort Ehrentänze aufzuführen.[15]) Die auch sonst noch in Deutschland hier und da verbreitete Bezeichnung Braut, Bräutigam oder Brautsteine für manche Steingräber weist offenbar auf solche inzwischen vergessenen Bräuche hin. Noch heute aber geht in vielen deutschen Gauen das Brautpaar beim Verlassen der Kirche nach der Trauung zum Friedhof, um dort die Gräber seiner Angehörigen aufzusuchen.

Die Heimführung fand seit Alters gegen Abend statt, je nach der Entfernung zu Fuß oder zu Wagen, immer aber unter Musikbegleitung wie noch bei unseren ländlichen Hochzeiten. Der Zug wurde gegen mutwillige Streiche durch Freunde des Bräutigams gesichert, der sich unterwegs mehrfach bei künstlichen Wegsperren freikaufen mußte. Im Lüneburgischen verteilte man vom Brautwagen herunter Hochzeitskuchen[14]), und in Rom streute der Bräutigam Kuchen, Äpfel und Nüsse unter die am Wege stehenden Zuschauer.[9]) Wie bei den Römern der Braut Rocken und Spindel nachgetragen wurde[9]), so fehlt auch heute in deutschen

Landen auf dem sogenannten Kammerwagen der Braut oben auf der Aussteuer das Spinnrad nicht.[15]) Nach griechischer und römischer[9]) Überlieferung folgten dem Zuge Fackeln, mit denen man das heilige Herdfeuer aus dem Hause der Brauteltern in das neue Heim brachte[2]), ein Brauch, der vielleicht im Fackeltanz bei fürstlichen Hochzeiten neuerer Zeit noch nachklingt. Vieles von diesem Brauchtum läßt bereits die kurze Erwähnung eines Hochzeitszuges bei Homer erkennen, der im 18. Gesang der Ilias[13]) berichtet: „Bräute führten sie aus den Gemächern mit leuchtenden Fackeln hin durch die Stadt, und rings erschollen laute Gesänge; Jünglinge tanzten den Reigen, in ihrer Mitte erklangen hell die Flöten und Leiern, und überall traten die Frauen aus den Häusern heraus, den glänzenden Festzug zu schauen." Und wie ein Widerhall über die Jahrtausende hinweg mutet es uns an, wenn wir in einem alten ostfriesischen Gesetzbuch[16]) als Erfordernis einer rechtsgültigen Ehe angeführt finden: „daß die freie Friesin in des freien Friesen Schutzgewalt kam mit Hornes Laut und mit der Dorfgenossen festlichem Schall, mit der Feuer Brand und mit Wonnesang." So zähe hielten Menschen gleichen Blutes auch unter völlig verschiedenen Daseinsbedingungen an der heiligen Lebensordnung der Ahnen fest. Beim Betreten des eigenen Heims hoben Inder, Römer, Slawen und Germanen die Braut über die Schwelle, damit der jungen Ehe nicht aus unvorsichtigem Stolpern ein ungünstiges Vorzeichen entstehe.[17]) Dann begaben sich Bräutigam und Braut zum Herd, entzündeten das heilige Feuer mit Hilfe der mitgebrachten Fackeln und umschritten es gemeinsam von links nach rechts.[18]) Wir Menschen des 20. Jahrhunderts können die Feierlichkeit einer solchen Weihehandlung wohl kaum noch in ihrer ganzen Tiefe nachempfinden, weil wir dem offenen Herdfeuer zu sehr entfremdet sind. Doch wollen wir beachten, daß auch hier Mann und Weib in der der nordischen Rasse gemäßen gleichen Wertung nebeneinander stehen, weshab es auch im altindischen Gesetzbuch des Manu[19]) heißt: „Mütter zu sein wurden die Frauen geschaffen, und Väter die Männer; fromme Bräuche sollen darum nach dem Gebot des Veda vom Gatten und seinem Weibe gemeinsam verrichtet werden." So gründeten unsere Altvorderen schon in der Vorzeit eine neue Herdgemeinschaft und fügten sie in die ewige Ordnung ihres Daseins ein; denn Ehe bedeutet, auch der sprachlichen Herkunft nach, ewige Ordnung.

Dieselbe Grundhaltung müssen wir für das bei der Geburt übliche Brauchtum voraussetzen, da es auch hier vor allem galt, das neugeborene Kind in die heilige Rechtsordnung der Sippe aufzunehmen. Doch Älteres kam hinzu: Sicherlich haben schon von jeher hilfsbereite Nachbarinnen der gebärenden Frau beigestanden und dann als erste den kleinen Erdenbürger begutachtet. Dieser Brauch aus fernster Urzeit nahm bei unseren indogermanischen Vorfahren mythische Formen an, so daß aus den bei Geburt helfenden Frauen die das Schicksal der Menschen bestimmenden Nornen wurden, denen die Parzen und Moiren der stammverwandten Römer und Griechen entsprechen. An ihre Stelle traten schon in frühgeschichtlicher Zeit bei den meisten indogermanischen Völkern erfahrene Hebammen. Die Geburt fand auf einer Matte zu ebener Erde statt, worauf noch unser Wort „niederkommen" hindeutet.[20])

Über das Schicksal des Kindes entschied der Augenblick, wo die Hebamme — daher ihr deutscher Name — das Neugeborene vom Erdboden aufhob und dem Vater überreichte, ein Brauch, der sich im württembergischen Oberamt Öhringen bis in die Gegenwart erhalten hat.[4]) Die Annahme durch den Vater bedeutete Anerkennung des Kindes mit allen damit verbundenen Rechten. Mißgestaltete Kinder wurden zurückgewiesen und so vor einem langen leidvollen Leben bewahrt. Am zehnten Tage nach der Geburt folgte nach gemeinindogermanischem Brauch die feierliche Namengebung[18]) in Gegenwart der Sippengenossen. Glückwünsche aus diesem Anlaß sind bei den Römern[9]), Geschenke auch bei den Griechen[8]) bezeugt. Die Namengebung ging, wie noch heute gelegentlich in Niedersachsen, am Herdfeuer vor sich, um das die Griechen das Kind dreimal herumtrugen.[21]) Sie war zugleich eine Wasserweihe, so daß beide heiligen Urmächte des Hauses auch hier in Kraft traten. Die Wasserweihe ist in Form eines Bades auch bei anderen indogermanischen Völkern, für die Germanen bereits im 2. Jahrhundert durch Galenus[22]) und weiterhin mehrfach in der Edda[23]) bezeugt. Bonifatius erklärte sie im Jahre 732 ausdrücklich für ungültig und forderte eine nochmalige Taufe nach kirchlicher Vorschrift.[22]) Für unsere Altvorderen war diese Feier von außergewöhnlicher Bedeutung; denn sie sahen in jedem Kinde einen wiedergeborenen Ahnen und stellten die Ähnlichkeit mit ihm sorgfältig fest. Daher heißt Enkel auch geradezu „kleiner Ahn".[1]) Hierbei setzte man den Neugeborenen, nach Beispielen aus Homer[13]) und Pindar[24]) zu schließen, auf die Knie des Vaters oder, sofern er noch lebte, des Großvaters[3]); und dieser gab ihm den Namen. Auf die wundervolle weltanschauliche Tiefe der indogermanischen Namen, die nach bestimmten Regeln in der Sippe wiederkehrten, können wir hier nicht weiter eingehen.[25]) So gliederte sich unseren Vorvätern die Geburt eines Kindes in die ewige Ordnung des Daseins ein, und nach der Überlieferung der Inder[18]),Griechen[8]), Römer[9]) und Germanen[20]) schloß auch die Namengebung mit einem Fest- und Opfermahl ab.

Mehr als alles andere irdische Geschehen greift der Tod in das Dasein der Menschen ein, und daher hat sich gerade um ihn ein besonders vielseitiges Brauchtum entfaltet. Doch muß dabei zwischen dem auf arteigenen weltanschaulichen Grundlagen beruhenden Volksglauben der Vergangenheit und Gegenwart und dem auf Einfuhr aus fremdrassigem Bereich zurückgehenden Aberglauben scharf unterschieden werden, wenn keine Fehldeutungen entstehen sollen. Der Grundirrtum vieler bisheriger Erklärungen liegt in der Zurückführung des Totenbrauchtums unserer Vorfahren auf ihre angebliche Furcht vor den Verstorbenen. Allerdings haben die Indogermanen an ein Fortleben nach dem Tode geglaubt und beispielsweise Verbrechern auch dann nichts Gutes zugetraut; aber es geht nicht an, diese Anschauung auf ihre Haltung gegenüber den eigenen Familienangehörigen zu übertragen. Das würde in offenem Widerspruch zu der für die gesamte indogermanische Vergangenheit geltende Gemeinbürgschaft der Sippengenossen stehen, die über den Tod hinausreichte. Welcher gesunde nordische Mensch hätte auf den Gedanken kommen sollen, daß seine verstorbenen Eltern oder Großeltern ihren Kindern und Enkeln, für die sie

ein langes Leben hindurch treu gesorgt hatten, nach ihrem Tode Böses zuzufügen beabsichtigten. Hätte man das geglaubt, dann würde man ihnen bestimmt keine Waffen ins Grab gelegt haben, wie dies durch die gesamte Stein-, Bronze- und Eisenzeit geschehen ist. Unserer ältesten europäischen Quelle, den homerischen Gedichten, ist daher der Wiedergängerglaube ebenso fremd wie die Furcht vor den Toten. Deshalb bedeutet auch der griechische Name für das Totenreich in schlichter Einfachheit weiter nichts als das „Haus der Unsichtbaren" (*Ἄιδος δόμος*) ähnlich wie das germanische Hel, das zu „hehlen, verbergen" gehört. Die jüngere Bedeutung Hölle als Ort des Schreckens ist kirchlicher Herkunft und geht auf morgenländische Anschauungen zurück. Als Odysseus den Auftrag zur Fahrt ins Totenreich erhält, erschrickt er zwar vor der für einen sterblichen Menschen undurchführbar erscheinenden Aufgabe; aber von Furcht vor den Toten ist dabei nicht die Rede. In der Unterwelt angelangt, unterhält er sich auf das freundlichste mit seinen vor Troja gefallenen Kameraden, und als er das Schattenbild seiner während des Krieges verstorbenen Mutter erblickt, sucht er es, wenn auch vergeblich, zu umarmen.[3]) Fremd war der indogermanischen Vorzeit auch die göttliche Verehrung der Ahnen. Homer kennt sie ebensowenig wie die Germanen. Der sogenannte Heroenkult der Griechen tritt erst in nachhomerischer Zeit hervor[21]), und die göttliche Verehrung der Ahnen bei den Römern beruht auf einer vielleicht etruskisch beeinflußten Eigenentwicklung. Nordisch-indogermanisch war das schlichte Vertrauen auf die gütigen, helfenden und schützenden Ahnen, die ja noch immer Sippengenossen waren. Und die Gesinnung, mit der man vor sie trat, deutet das altertümliche römische Wort (sepelire), das nach altindischen und altpersischen Vergleichen ursprünglich soviel wie „ehrfürchtig behandeln" bedeutet.

War der Tod in das Haus eingekehrt, so kennzeichneten es die Römer durch grüne Zweige[9]), germanische Völker hier und da durch ein weißes Tuch. Überall in deutschen Landen öffnet man die Fenster, ursprünglich wohl, um der Hauchseele den Weg freizugeben.[20]) Die Germanen, Perser, Inder[9a]) und Römer löschten zugleich das Herdfeuer.[9]) In der Nähe des Toten durfte und darf man nur leise sprechen. Alsdann folgt das Ansagen in der Nachbarschaft sowie bei den Bienen und dem Vieh des Verstorbenen.[20]) Die Römer gaben dabei zugleich den Tag des Leichenbegängnisses bekannt.[9]) Die Totenpflege übernahmen überall, wie bei uns noch heute in ländlichen Bezirken, Frauen aus der Nachbarschaft. Das Waschen des Toten ist wohl zunächst eine Wasserweihe gewesen und wird auch bei Homer erwähnt.[13]) Seine Kleidung ist entweder ein Festgewand oder aber weißes Linnen. So schon bei Homer[13]), bei den Römern eine weiße Toga.[9]) Einen Blumenstrauß gab man ihm in die Hand. Diese vorbereitenden Handlungen finden auf einer Bank, in Bayern auf dem sogenannten Rebrett statt, das schon im Nibelungenlied[27]) vorkommt, und heute, mit entsprechender Inschrift versehen, als Erinnerungstafel am Wege aufgehängt wird. Der Sarg heißt noch jetzt im Schwarzwald und wohl auch anderwärts Totenbaum und erinnert uns an die bronzezeitlichen Eichensärge, die sich bis zur Gegenwart erhalten haben. Die Aufbahrung geschah in der großen Halle

wie noch heute im niedersächsischen Bauernhause am oberen Ende der Diele, mit dem Kopf nach dem Herd. Die Füße des Toten sind schon bei Homer[13]) und dann bei allen indogermanischen Völkern nach der Tür gerichtet, nicht wie der Aberglaube will, damit er nicht wiederkehre, sondern wie Seneca erklärt: mit dem Blick nach dem Ausgang.[9]) Man gab dem Toten sein bewegliches Eigentum, vor allem Waffen und Schmuck, mit in den Sarg, den Frauen auch Spinnwirtel, den Kindern Spielzeug, wie schon bei den alten Griechen.[26]) Auf eine weitere Beigabe werden wir noch zurückkommen. Bei der Totenwache klagten die Frauen über den Verlust ihres lieben Angehörigen, und die Männer priesen seine Verdienste. Vielfach nahm die Totenklage dramatische Formen an, sei es, daß man wie bei den Slawen Wechselgespräche mit dem Verstorbenen hielt[28]), oder aber von Reigen begleitete Klagelieder sang, für die uns im Griechischen, Lateinischen und Altdeutschen sehr altertümliche und schwer deutbare Ausdrücke überliefert sind (θρῆνος, nenia, ahd. dadsisa). Aus diesem Zusammenhange sind wohl auch die neun vermummten Gestalten an den Innenwänden des bronzezeitlichen Grabes von Kivik in Südschweden zu verstehen, die in feierlichem Zuge einherschreiten.[29]) Damit wäre der Totenreigen für die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Ztr. nachgewiesen. Gegen die Pflege dieses altehrwürdigen Brauchtums wettert noch im 11. Jahrhundert Bischof Burchard von Worms, wenn er in einem Beichtverhör fragt: „Hast Du bei den Toten teuflische Lieder gesungen und dort Reigen mitgemacht, die die Heiden nach des Teufels Lehre erfunden haben?“[28]) Wir würden heute viel darum geben, wenn uns einige dieser teuflischen Lieder erhalten geblieben wären.

Beim Hinaustragen wird der Sarg in germanischen Gauen über der Schwelle ein oder mehrere Male gesenkt, wohl als Abschiedsgruß des Toten an sein Haus.[26]) Zur letzten Fahrt benutzt man in Deutschland — wie vermutlich schon in der Vorzeit — den Erntewagen, den der Bauer sein Leben lang gefahren hat. Das Stroh unter dem Sarge, das die Erschütterungen mildern soll, heißt in Westfalen Revestroh[4]), (zu got. hraiwa), enthält also dasselbe alte Wort für den Toten, das wir bei den Rebrettern kennengelernt haben. Vorweg zieht die Trauermusik, bei den Römern auch Fackelträger. Das Gefolge ordnet sich meist so, daß erst die Verwandten, dann die Nachbarn, zuletzt die übrigen kommen; doch finden sich auch Abweichungen von dieser Reihenfolge. Der Weg zum Friedhof, den man in Deutschland und in Skandinavien vielerwärts mit Grün und weißem Sand bestreut[20]), führt an den Ländereien des Toten vorbei; niederdeutsche Gebiete kennen auch einen besonderen Totenweg. Die Trauerfarbe der indogermanischen Völker war, von seltenen Ausnahmen abgesehen, schwarz. Als Thetis ihren um den gefallenen Freund trauernden Sohn aufsuchte, legte sie, wie Homer berichtet, den schwärzesten Schleier an, den sie besaß.[13]) Das war vor dreitausend Jahren. Je größer das Trauergefolge um so größer die Ehre des Toten, einst wie noch heute. Das Streben hiernach war so stark, daß die Behörden schon im griechischen und römischen Altertum wie auch bei uns im Mittelalter gegen allzugroßen Aufwand einschreiten mußten[21]). Wie sehr schon unsere jungsteinzeitlichen Ahnen auf die Ehrung ihrer Toten bedacht

waren, davon erzählen die gewaltigen Hünengräber in der nord- und mitteleuropäischen Urheimat der indogermanischen Völker. Hier mauerte man die verstorbenen Sippengenossen nicht ein, um vor ihrer Wiederkehr sicher zu sein, wie artfremder Aberglaube noch heute wähnt, sondern man schuf ihnen unvergängliche Ruhestätten, deren Betreten jederzeit mit geringer Mühe möglich war. Den einst von ihnen geübten Brauch, weißen Sand auf den Boden der Grabkammer zu streuen, haben die Bauern der Lüneburger Heide über 5000 Jahre hinweg bis zur Gegenwart bewahrt[30]), indem sie eine Schicht weißen Sandes als Unterlage für den Sarg in der Grube ausbreiten.[26]) Das ist nordische Treue, die an dem, was man den Toten schuldet, von jeher besonders zähe festgehalten hat.

Nun begann während der ersten Hälfte der Bronzezeit im indogermanischen Europa an Stelle der Körperbestattung die Verbrennung der Toten, vielleicht im Zusammenhange mit Wanderbewegungen, Boden zu gewinnen. Auch diesen Wandel der Anschauungen hat man in einer dem Andenken der Vorfahren abträglichen Weise zu erklären versucht, und zwar aus der Absicht, den Toten um so gründlicher zu vernichten, damit er ja nicht wiederkehre und die Lebenden belästige. Wir haben diese Auffassung bereits zurückgewiesen. Sie kann auch deshalb nicht richtig sein, weil man nach wie vor dem Toten Beigaben mitgab und regelmäßige Erinnerungsfeiern abhielt. Darüber hinaus trifft es sich gut, daß unsere älteste Quelle, Homer, von einer solchen „Wiederkehr" berichtet: der tote Patroklos erscheint dem Achilleus, um eine baldige Zurüstung der Totenfeier von ihm zu erbitten. Da tritt nun allerdings kein „lebender Leichnam" mit all seinem grausigen Zubehör auf, von dem wir neuerdings gelegentlich lesen, sondern dem schlafenden Helden erscheint der Freund im Traum so lebendig, daß Achill ihn mit Händen greifen zu können glaubt.[13]) Es handelt sich mithin um einen völlig natürlichen Vorgang, der heute so gut möglich ist wie vor dreitausend Jahren und einst wohl den Anlaß zum Glauben an das Weiterleben der Toten gegeben hat. Auch über den Sinn des Leichenbrandes gibt Homer klare Auskunft: Achilleus will die Verbrennung des Patroklos beschleunigen, „ehe von Fliegen erzeugte Maden und Verwesung den Leib des geliebten Freundes entstellen". Warum sollte diese Erklärung, die aus dem Ende der Bronzezeit stammt, nicht auch heute zur wissenschaftlichen Beantwortung der Frage ausreichen?[13]) Dann aber war die Verbrennung zugleich eine Feuerweihe und übergab den Toten der heiligen Urmacht, die ihn von der Geburt an durch das ganze Leben begleitet hatte. Hirzu stimmt, was wir bereits in den steinzeitlichen Gräbern, also vor der Verbrennungszeit, regelmäßig Brandspuren finden. Für die Grabhügel, die meist gruppenweise zusammenliegen, wählte man nach Möglichkeit erhöhtes Gelände am Wege nahe der Siedlung[31]); in Ausnahmefällen, wie etwa bei Patroklos auch Anhöhen, die die Gegend weithin beherrschten. Als dessen hundert Fuß im Geviert messender Scheiterhaufen niedergebrannt war, sammelte man die von Feuer gebleichten Gebeine in der Urne und grub sie auf dem Brandplatz ein.[13]) Um diesen zog man mit Schnur und Pflöcken eine genaue Kreislinie und legte sie mit einem Steinkranz aus, wie wir ihn noch heute vielfach in unseren norddeutschen Hügel-

gräbern finden.[13]) Über dem Grab wölbte man sodann den gewaltigen Hügel und krönte ihn mit einer Säule aus Stein oder Holz, die Homer nie zu erwähnen vergißt.[13]) Bei den Langobarden des 8. Jahrhunderts bezeugt Paulus Diaconus hohe Grabstangen.[32]) In deutschen Gauen finden sich hier und da noch hölzerne Pfosten, die anderwärts auch durch flache Steinsäulen ersetzt sind. Aus ihnen haben sich allmählich unsere heutigen Grabsteine entwickelt.[32]) Über die Bedeutung der Hügel und ihres Schmuckes kann kein Zweifel bestehen, da nicht nur Homer, sondern auch der germanische Beowulf immer wieder hervorheben, daß sie der Ehre des Toten dienen, um sein Andenken kommenden Geschlechtern zu überliefern.[33]) Den Grabhügel werfen noch heute in Dörfern ohne Totengräber die Nachbarn, d. h. ursprünglich die Sippengenossen, auf. Die drei Hände voll Erde, die wir dem Sarge lieber Angehöriger nachschicken, sind die letzte Erinnerung an diese gemeinsame Arbeit. Unmittelbar an die Bestattung anschließend veranstalteten die homerischen Griechen zu Ehren hervorragender Toter Wettkämpfe[13]), worauf auch der in der bronzezeitlichen Grabkammern von Kivik abgebildete Rennwagen hinweist.[29]) Umzüge um das Grab, von denen bereits unsere älteste indische Quelle, der Rigveda[26]), weiß, waren bei Griechen[13]), Römern und Germanen[34]) allgemein üblich. Noch heute findet in manchen Gegenden Deutschlands und Skandinaviens ein Umgang um das Grab oder um den Friedhof statt. Von diesem uralten Brauch hat das Leichen b e g ä n g n i s seinen Namen. Zum Abschied riefen die Römer[9]) dem Toten ein dreimaliges Lebewohl zu, Inder[2]) und Griechen[3]) dreimal seinen Namen. Auch die Totenfeier war mit einem Festmahl der Sippengenossen verbunden. Man hatte es ursprünglich am Grabe selbst eingenommen, worauf die griechische Bezeichnung „Mahl der Umstehenden" (*περίδειπνον*) noch hinweist, und dem Verstorbenen seinen Anteil an Speise und Trank in den Sarg mitgegeben. Diese Beigaben dienten also nicht, wie die Irrlehre vom lebenden Leichnahm wähnt, zur Ernährung des Toten, sondern waren der ihm gebührende Anteil am gemeinsamen Mahl. Später verlegten es alle indogermanischen Völker ins Trauerhaus. Da man bei diesem Mahle die Toten anwesend glaubte, ließ man Plätze für sie frei und stellte ihnen Speisen und Getränke hin, ein Brauch, der sich bei den Germanen hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, z. B. in Tirol am Allerseelentage. Das Mahl wurde, wenigstens in seinem ersten Teile, schweigend eingenommen, woher es bei den Römern seinen altertümlichen Namen Schweigemahl (silicernium) hatte. Und die Inder erklärten, solange es schweigend verzehrt werde, nähmen die Toten daran teil.[2]) Die enge Verbundenheit der Lebenden und der Toten zeigt sich auch in der bei den meisten indogermanischen Völkern üblichen Wiederholung der Feier am 3., 9. und 30. Tage, sowie nach Jahresfrist.[6]) Dabei brachte man vor allem Trankspenden am Grabe dar und trank wie es bei den Germanen bis zum Beginn der Neuzeit heißt, in treuem Gedenken die „Minne" der Toten. —

So verstehen wir das Brauchtum unserer Altvorderen in seiner schlichten Größe am besten, wenn wir es in die e w i g e O r d n u n g eingefügt sehen, die ihr Dasein bestimmte. Das haben sie auch selbst gefühlt: Den Indern war das Brauchtum ein

unlösbarer Bestandteil der göttlichen Weltordnung, der römische Dichter Ennius hatte erkannt, daß die Größe Roms im Brauchtum der Ahnen wurzelte (moribus antiquis res stat Romana virisque), und Tacitus hob von unseren germanischen Vorfahren rühmend hervor, daß bei ihnen gute Bräuche mehr galten als anderswo gute Gesetze.[35]) Ja, noch im 18. Jahrhundert glaubte Linné die Wesensart des nordischen Menschen nicht besser kennzeichnen zu können als durch den Zusatz, daß er sich durch die Bräuche leiten lasse (regitur ritibus).[36]) — Innerhalb dieses Bereiches nun war das Familienbrauchtum nicht nur zeitlich und erbmäßig an die Sippengenossen, sondern zugleich räumlich an das heilige Herdfeuer gebunden und zog aus dieser Bindung immer neue Kräfte. In dem Augenblick jedoch, wo wir uns dessen bewußt werden, fühlen wir, daß uns dieser seelische Mittelpunkt des Hauses und des Familienlebens verlorengegangen ist. Unter der Einwirkung artfremder Anschauungen und auf der Jagd nach rein wirtschaftlichen Zielen einer langen Vergangenheit haben wir diese Bindung wie so manches andere Stück edlen Brauchtums in dem rassenseelische Werte seit Urzeiten sinnfälligen Ausdruck gefunden hatten, eingebüßt. Wir dürfen auch am Unwägbaren wie etwa an dem geheimnisvollen Zauber, den loderndes Herdfeuer auf das nordische Gemüt ausübt, nicht achtlos vorbeigehen. Was unseren Ahnen seit unvordenklichen Zeiten heilig gewesen ist, kann für uns nicht belanglos sein. Dabei war ihnen das Feuer keineswegs Gegenstand der Anbetung, sondern als heilige, Licht und Wärme spendende Urkraft der Welt ein Sinnbild ewiger Mächte, in deren Schutz sie sich geborgen wußten. Daher konnte auch der größte nordische Denker der griechischen Frühzeit, Heraklit, vor zweieinhalb tausend Jahren sagen: „Diese Welt hat weder ein Gott noch ein Mensch geschaffen, sondern sie war immer und ist und wird sein: ewig lebendiges Feuer, aufflammend nach Maßen und verlöschend nach Maßen".[37])

Der gewaltigen, das Weltall durchflutenden Urkraft gilt es im deutschen Hause wieder eine Stätte zu bereiten, ihm einen Raum mit offenem Kaminfeuer zu schenken, und so eine vieltausendjährige Überlieferung uns und kommenden Geschlechtern zu bewahren. Es handelt sich dabei nicht um ein zusätzliches Zimmer, sondern um eine Grundrißgestaltung, die dem Wohnhause des deutschen Menschen den verlorenen Mittelpunkt wiedergibt. Hier haben alte Familienerbstücke an Hausrat ihre würdigste Stätte, hier grüßen die Bilder der Ahnen von den Wänden, hier finden, wie in fernster Vergangenheit beim Herdfeuer, die Familienfeiern statt. Sie werden in einem solchen Rahmen die heranwachsende Jugend mit Ehrfurcht erfüllen und der noch immer drohenden Auflösung des Familienlebens steuern. Gerade die Nachkriegszeit, die einen Neubau von Hunderttausenden deutscher Heimstätten in Stadt und Land fordern wird, muß für die Verwirklichung dieses Gedankens ausgenutzt werden; denn eine so günstige Gelegenheit kehrt niemals wieder. Schon jetzt sollten daher alle Gaue durch Aufrufe und Preisausschreiben darauf hinwirken, daß unsere besten Baumeister, an die Überlieferung der engeren Heimat anknüpfend, Häuser entwerfen, die dieser Forderung in großzügiger Schlichtheit gerecht werden. Im norddeutschen Raum erfüllt das alte niedersächsische Bauernhaus diese Bedingungen noch

heute, sofern man ihm mit einem Kamin das offene Feuer wieder einfügt. Hermann Löns sagt einmal in seinen „Haidbildern" (S. 138): „Wie arm wären wir wohl an Liedern und Märchen, hätten wir das offene Feuer nicht gehabt, sondern von jeher Öfen, geschlossene Feuerstätten, die das Herz nicht erwärmen und die Seele frieren lassen, die keinen warmen Schein auf stille Gesichter werfen, nicht mit roten Funken die Augen himmelan führen. Neben denen kein Spinnrad schnurrt, und vor denen keine schwarze Katze mit grünen Augen liegt und in die Glut blinzelt ... Weil wir kein offenes Herdfeuer mehr haben, dessen lebendige Glut eine bessere Wärme gibt denn die eingesperrten Flammen der eisernen Öfen, darum verlernten wir es, Lieder herauszuhören aus dem Flüstern der Flammen und den Funken die Märchen abzuhorchen." — Wir müssen uns endlich von der artfremden Bauweise, die unsere Städte und heimische Landschaft seit Jahrzehnten weithin verunstaltet hat, lossagen und zu einer artgemäßen Baugestaltung zurückkehren; denn „die Baukunst ist eines der stärksten Mittel zur Erhaltung der ursprünglichen Seelenkräfte eines Volkes, ein Erziehungsmittel höchsten Ranges"[38]), das uns durch Errichtung wahrer Heimstätten den Weg zum arteigenen Brauchtum erleichtern wird. Schaffen wir dem deutschen Hause in Stadt und Land den seelischen Mittelpunkt wieder, so wird es Kräfte ausstrahlen, deren Gewicht wir heute noch nicht annähernd abzuschätzen vermögen. Die Bedeutung der treuen Pflege arteigenen Brauchtums ist unendlich viel größer, als am Oberflächlichen haftende Menschen ahnen. Es geht hier um Werte, die durch nichts anderes ersetzt werden können; denn Brauchtum als Lebensordnung formende Macht gehört neben Rasse, Heimat und Sprache zu den wesenhaften Grundlagen menschlichen Seins. Sie zu erhalten, darf keine Anstrengung, kein Opfer zu groß sein, wenn wir unsere völkische Eigenart nicht aufgeben wollen. Daher möge ein jeder sich in seinem Wirkungskreis tatkräftig für die Erreichung dieses Hochzieles einsetzen. Auch hier wird uns nichts geschenkt, vielmehr sind Bedenken und Widerstände aller Art zu überwinden, ehe der Sieg uns winkt. Wegweiser sei uns bei diesem Streben ein anderer Ausspruch Heraklits, dessen Eindringlichkeit uns einer enste Mahnung sein soll: „Kämpfen muß das Volk um sein Brauchtum wie um eine Mauer"[37]).

Quellen und Schrifttum

1) R. v. Hoff: Der nordische Sippengedanke, „Rasse" 1939. S. 255. 252. 255. 2) B. W. Leist: Alt-arisches jus gentium, 1889. S. 63. 161. 161. 163. 169. 39. 91 A. 3) Odyssee: 6. 255 ff. 6. 180 ff. 19, 403. 11, 150 ff. 9, 65. 4) E. H. Meyer: Deutsche Volkskunde 1898. S. 169. 175. 102. 271. 274. 5) Sappho: fragm. 97. (Bergk, Poetae lyrici Graeci, 1878). 6) B. W. Leist: Alt-arisches jus civile, 1892. S. 437 A. 15. 169 ff. 442 ff. 216 A. 7) E. Fehrle: Deutsche Hochzeitsbräuche, 1937. S. 36 ff. 50. 51. 43. 45. 62. 8) J. v. Müller: Die griechischen Privat- und Kriegsaltertümer, 1893. S. 148. 149. 148 f. 161. 150. 9) H. Blümner: Die römischen Privataltertümer, 1911. S. 354. 350 ff. 359. 359. 358. 303. 304. 485. 486. 481. 484. 485. 509. 10) z. B. Riglied, V. 41; Thrymlied V. 11. 14. 16. 18. 27. 11) Neocorus: Chronik des Landes Dithmarschen, hsg. von F. C. Dahlmann 1827 (Heide 1904). S. 95 f. 12) L. v. Schroeder: Die Hochzeitsbräuche der Ersten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen

idg. Völker, 1888. S. 77. 13) Ilias: 18, 504. 18, 494. 18, 492 ff. 9, 455. 18, 350. 18, 352. 19, 212. 24, 14. 23, 65. 19, 26 f. 23, 164 ff. 23, 255. 16, 457. u. ö. 23, 257 ff. 23, 13. 14) W. Bomann: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, 1941. S. 75, 109. 15) G. F. Meyer: Brauchtum der Jungmannschaften in Schleswig-Holstein, 1941. S. 60. 59. 16) K. Frhr. v. Richthofen: Friesische Rechsquellen, 1840. S. 409 f. 17) O. Schrader-H. Krahe: Die Indogermanen 1935. S. 80. 18) M. J. Dresden: Mānavagṛhya-sūtra, 1941. S. 51. 82. 81. 19) G. Bühler: The Laws of Manu (Sacred Books of the East) 1886. S. 344 (IX, 96). 20) W. Stölting: Germanisches Glaubenserbe in Niedersachsen, 1940. S. 88. 90. 92. 117. 117 f. 122. 21) M. P. Nilsson: Geschichte der griechischen Religion, 1941. S. 86. 352 ff. 676. 22) J. de Vries: Altegrmanische Religionsgeschichtee 1937. S. 81. 81. 23) Riglied: V. 34. 24) Pindar, Pyth. IX. 107. 25) R. v. Hoff: Seelisches Erbgut der nordischen Rasse. „Rasse" 1938. S. 209 ff. 26) L. Hagberg: När döden gästar, Stockholm 1937. S. 219. 211. 334. 409. 395. 27) Nibelungenlied: V. 1026. 28) O. Schrader-A. Nehring: Reallexicon der idg. Altertumskunde, 1917 ff, S. 123 ff. 35. 29) H. Günthert: Altgermanischer Glaube, 1937. Tfl. 11. Tfl. 11. 30) R. v. Hoff: Die religiöse Haltung der nordischen Rassenseele. „Rasse" 1937. S. 222. 31) G. Schwantes: Die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins, 1939. S. 470 ff. 32) A. Wrede: Deutsche Volkskunde auf germanischer Grundlage, 1938. S. 86. 86. 33) Beowulf: V. 3157. 34) Fr. Focke: Ritte und Reigen, 1941. S. 47 ff. 35) Tacitus: Germania 19. 36) C. v. Linné: Systema naturae, 1735. 37) F. J. Brecht: Heraklit, 1936. S. 144 (100). 145 (125). 38) G. Schwemmer: Der neue Bauernhof, Ztschr. „Die deutsche Heimat", H. 1, 1943. S. 15.

Vom Wesen des Verhältnisses zwischen Landschaft und Mensch im mittelrussischen Schollengebiet

Von Herbert Otterstädt

Mit 8 Abbildungen auf 2 Tafeln

Die Frage nach dem Wesen des Verhältnisses zwischen Landschaft und Mensch wird mit zunehmender Erkenntnis des rassischen Wertes der Menschen zu einem Problem, aus dem heraus sowohl die Möglichkeiten als auch die Grenzen künftiger Siedlungen mitentschieden werden.

Längst schon spricht die rassenkundliche Forschung, soweit sie sich dieses Teilfragenkreises bisher annahm, von Lebensräumen der Rassen und unterscheidet sie in Kernräume als bestmögliche Entfaltungs- und Leistungsräume, in Randräume und rassisches Fremdland.

Niemand anderes als der deutsche Soldat des Ostheeres hat in den vergangenen Kriegsjahren wohl jemals eindringlicher erfahren, in welcher Weise Mensch und Landschaft zu einer Lebenseinheit verwachsen können. Mit der inneren Klarheit des vom Schicksal hart Geprüften kann er daher heute von seinem Volke fordern, niemals

aus dem inneren Deutschland seines Herzens herauszutreten, wieweit es künftig auch vom Ostraum Besitz ergreife.

Er urteilt dabei unwillkürlich aus einem starken Gefühl heraus und, je öfter er darüber nachdenkt, umso bewußter aus dem Erlebnis seiner mitteleuropäischen Heimat, all der Landschaften, die ihn in mehr als 2000 Jahren ausgelesen, geformt, entwickelt und zum ersten Kulturvolk der Neuen Zeit emporgehoben haben und die er in rastloser Hingabe und Liebe gestaltet hat, wie einen großen Garten, bis ihn die vollendete Verschmelzung der Rassenseele mit den Wesensanteilen des Raumes zu dem Bekenntnis reifen ließ, das seine Jugend heute in den Liedern „Heilig Vaterland" oder „Deutschland, heiliges Wort" zum Ausdruck bringt.

So sieht er den Osten als Lockung künftiger Aufgaben und dämonische Gefahr einer ewigen Unberechenbarkeit zugleich. Als Lockung dort, wo ihm die Landschaft, die Erde Heimat werden kann, als Gefahr dort, wo er sie nur unter Abwandlung oder Aufgabe seines eigenen Wesens formen könnte.

Nachfolgende Gedankengänge über das Wesen des Verhältnisses zwischen Landschaft und Mensch im mittelrussischen Schollengebiet versuchen daher, die geistigen und seelischen Bindungen und Beziehungen auf rassenbiologischer Grundlage als dem ursprünglichsten Lebensgesetz aufzufassen und zu verstehen.

Herrscht noch im Generalgouvernement und weit darüber hinaus bis über die frühere polnische Grenze in Weißruthenien das Diluvialschotterland, das von den erdgestaltenden Kräften des hohen Nordens Europas entscheidend gestaltet wurde und uns Deutschen im bekannten Wechsel von End- und Grundmoränen, Oser, Sandr, Rinnen- und Flächenseen, Dünenwall und Urstromtal bis hin zu den Kleinformen fluvioglazialer und äolischer Bildungen nicht nur in seiner Bodengestaltung vertraut anmutet, sondern auch in seinen floristischen und pflanzengeographischen Einzelheiten sowie im Klima, so wechselt das Bild, freilich nicht ohne allmähliche Übergänge, sondern tief ineinander verzahnt, sobald wir die weiten Großräume der mittelrussischen Schollen betreten. Alles, was an Feinheiten und Einzelheiten im Landschaftsbild bei aller Weiträumigkeit Norddeutschlands unter der Schöpferkraft unserer Menschen durchgestaltet und mit Feingefühl sorgsam gepflegt und beherrscht erscheint, entbehrt der weitere Osten in zunehmendem Maße, je tiefer wir in ihn eindringen. Auch, wo im Osten die Zeugen der Eiszeit wirksam ins Landschaftsbild treten, wie die Moränenwälle der Waldaihöhen oder die Schürfungen des Ladoga-, Peipus-, Onega- und Ilmensees, da verlieren sie doch die gewohnten Bilder des Wechselvollen, übersteigern in Ausmaß und Größe das Typische ins Fremdartige, Gewaltige oder Unabsehbare und sinken am Ende ebenfalls in das weitgespannte Bild der großen russischen Einförmigkeit zurück.

Vollends andersartig aber wird die Landschaft dort, wo die Grundformen der paläozoischen und mesozoischen Tafeln in weiten flachen Schollen mit wenig ausgeprägten Bruchrändern nicht nur eine ganz erhebliche Verarmung der Bodenformen zur Folge haben, sondern in ihrer geringen Durchgliederung das Gefühl der Weiträumigkeit ins Ungemessene, gleichsam raumverloren ins Grenzenlose steigern.

In breiten, sanften, kaum wahrnehmbaren und immer gleichbleibenden Schwüngen von schier endloser Aufeinanderfolge, mit immer gleichbleibenden, kurz und stumpf eingerissenen und flachen, meist vermoorten Erosionsrinnen, die häufig ein trübes, winziges Rinnsal führen, wirkt die Oberflächengestaltung träge ermüdend und eher drückend als reizvoll und anregend. Auch Flüsse wie Wop, Dnjepr, Beresina tragen in diesem Gebiet nur den in größere Ausdehnung gehobenen Charakter dieser Gewässer. Hinzu kommt ein zwar gleichbleibender, aber artenärmerer Pflanzenwuchs als bei uns, ungeheure Nadelwälder, Föhre und Fichte, an sumpfigen Standorten von Erlen, Weiden und Faulbaum gesäumt, häufig von der Birke als dem vorherrschenden Laubbaum unterbrochen, riesige Flächen Grassteppenlandes, in dem sich die Feldfluren mitunter nur als Kulturoasen ausnehmen, im übrigen zahlloses versumpftes, mückenverseuchtes Gestrüpp- und Sauergrasland, menschlichen Siedlungen ebenso wie die unübersehbaren Waldregionen unzugänglich, abhold oder feindlich.

Wald, Steppe, Sumpf und, gemessen an der intensiven Bodenausnützung Deutschlands, armseliges Ackerland bilden den sich immerfort wiederholenden Vierklang im Vegetationsbild der Landschaft. Sie verleihen dem Lande gewiß einen einmaligen und eigenartigen Charakter, unterstreichen in den Augen des dort nicht Beheimateten jedoch nur die Eintönigkeit der Bodenform aufs neue.

Der landschaftliche Aufbau bedingt, daß auch Himmel und Erde in der gegenseitigen Raumverteilung ein anderes Verhältnis zueinander einnehmen. Nur dem oberflächlichen Beschauer kann in dieser Hinsicht eine Gleichheit mit unserer norddeutschen Landschaft einfallen. Am eindringlichsten offenbart sich diese Verschiedenheit, diese Maßverteilung, wenn man sommertags Hunderte und aber Hunderte von Kilometern unter einer sengenden, gnadenlos leuchtenden Sonne, unter einem hohen, grellen Himmel voll schwerer gelber Kumuluswolken mit drohend scharfen Rändern, unter quallenden Gewittersäcken zurücklegt und das Gefühl nicht loswerden kann, als wölbe sich eine unendliche, quälende Höhe über einem stets unveränderlichen Gesichtskreis in einem meerfernen Lande, das, erdrückt von der Last der hohen Wolkenwände oder einer bleiern harten, hohen Bläue träge und in sich zusammengesunken zu ruhen gezwungen sei, um diesen Himmel geduldig zu ertragen. Gleichgültig, ob bei Sonnenuntergang die glasklare Atmosphäre im Geräusch beständig wehender Kontinentalwinde vom kalten Patina im Zenit bis zum heißen Purpurglanz und stechendsten Zinnober über dem westlichen Horizont fremdartig märchenhaft aufleuchtet und die dämmernde Erde in wilder Lichtgewalt sprühender Farbenklänge überschüttet, ob nächtens ein silberfunkelndes Sternenmeer aus frostiger Höhe kalt herniederglitzert und das dunkle, schemenhafte Land in schattenhafte Wesenlosigkeit zurückdrängt oder ob am zeitigen Morgen ein seidiges Federspiel im Osten das Firmament noch stärker ins Unendliche hebt und Erde, Pflanze, Tier und Mensch besonders klein, unscheinbar und winzig werden läßt — immer erscheint das Land in passives Ausharren, in demutvolle Unterordnung und untertänige Nichtigkeit zurückgedrängt. Nirgendwo zeigt die Landschaft Ansätze zur eigenwilligen Durchbrechung ihres eigenen Linienmaßes der Waagerechten. Nirgendwo ein Aufwärtsstreben, ein Entgegenstellen, ein In-den-

Himmel-ragen, ein Aufbäumen und Aufsteilen, nirgendwo ein greifbarer Horizontalabschluß, nirgendwo auch nur der Versuch.

Diesem ruhenden, immer abwartenden, waagerechten Gleichmaß entspricht die fast naturnotwendig erscheinende Einfügung des Menschen in diesen weiten Raum. Verloren in der Einsamkeit unter den großen Winden, zwischen Himmel, Wald, Steppe und Sumpf gestellt, hat er seinen Siedlungsplatz gefunden, sich gleichsam unauffällig und bescheiden in sich selbst gekehrt, ohne besondere eigene Kraftanstrengung, wie ein Vogel in weiter Feldflur seßhaft gemacht, sich inmitten dieses Raumes, der keinerlei räumliche Begrenzung mehr duldet, eine schmale, gerade zum eigenen Leben notwendige Kulturoase herausgepflügt, ohne jemals den sicheren Ausgriff zu wagen, sich als Herr über dieses herrenlose Land zu setzen und es nach dem kühnen Willen stolzen Herrenmenschtums in eigener Planung, so oder so, zu gestalten. Der Raum erwies sich allzeit als der Stärkere, und so hat er den Menschen weitgehend nach seinem ursprünglichen Lebensgesetz geformt und geprägt, d. h., jene in dessen rassenseelischem Gefüge angelegten Charakterzüge zur stärksten Entfaltung, zum vollen Durchbruch gebracht. Hier fand der Typ des ostbaltischen Menschen seinen ihm gemäßen Lebensraum, seinen rassenbiologischen und rassenseelischen „Kernraum", hier kann er leben, wie das Gesetz in ihm befiehlt.

In der Unendlichkeit, fern dem Meere, fern jeder Bewegung des Urbildhaften, unter dem herbstlichen Gesang der weiten Winde, herrscht die Stille, die Stille der östlichen Steppe, die unberechenbare Stille der grünen Moore, und sie ist es, die Raum und Zeit wieder zur unbegreiflichen, zur übersinnlichen Größe werden läßt. Das Leben gewinnt darinnen andere Maße, weil es in andere Verhältnisse gesetzt ist, es wird langsamer und ungegliederter im Minutenmaß der Völker ohne Raum, und es fehlt ihm an der bunten Vielgestaltigkeit, die gerade auf der Enge und dem Wechsel des Raumes beruhen.

Die Dörfer, geschickt den flachen Rückenlagen der weitausschwingenden, welligen Ebenen angepaßt oder die Flachhänge der größeren Erosionsrinnen (Tal zu sagen, riefe einen falschen Eindruck hervor) ausnützend, bleiben naturhaft eng der Landschaft verbunden, aus der sie nicht herauswachsen, sondern in die sie schutzsuchend, anlehnend eingebettet erscheinen.

Die fast immer nur ebenerdigen Katen und Kenschen, die häufig die für den nordischen Blockbau seit Jahrtausenden kennzeichnende Steinunterlage vermissen lassen, roh aus Balkenholz und Brettern, im Ausdruck einfach, anspruchslos und durchweg gleichartig, mit einem zeltähnlich darüber gespannten, braungelben bis olivgrünen, zottig-verwetterten Stroh-, Schilf- oder Schindeldach, Hütte um Hütte, locker an meist verschwenderisch breiten, tief ausgespurten und zur Regenzeit ungangbaren Wegen aneinandergezeilt oder aber planlos in das im Übermaß reich verfügbare Land gesetzt, bilden den meist erhaltenen Anblick. Daneben lugen hin und wieder auch Einzelanwesen mit dem gelben Halmdach über die Bodenschwellen hervor.

Einsam und träge fließt die Beresina durch das Land

An den Rändern und Hängen der weiten Flußrinnen siedelt der Mensch in ärmlichen, schmucklosen Holzhütten

Breit spuren die sandigen Wege durch die russischen Dörfer, nirgendwo mangelt es an Raum

Kathedrale von Borissow, in bolschewistischer Zeit ein Benzinlager

Tafel II

Landarbeiterin aus dem Raum von Rshew
Ostisch-ostbaltisch

Jungarbeiterin aus dem Raum
der mittleren Beresina. Ostbaltisch

Arbeiter aus dem Raum westlich Wjasma
Ostische und ostbaltische Züge

Arbeiter (Schmied) aus dem Ural
Vorw. ostbaltisch

Ob Dorf oder Einzelsiedlung, nirgendwo heben sich diese menschlichen Wohnstätten aus der Landschaft heraus. Das russische Dorf, aus der Ferne betrachtet, verhält sich daher nicht anders wie all die dunklen Waldkränze, die den Blick allenthalben gegen den hohen, hellen Himmel säumen. Es unterstreicht in seinem erdfarbenen Gewand, ob als flacher, strichartiger Abschluß der Kimme auf einem Wellenrücken oder als Blickfang am Hange einer Erdrinne, in seiner langgestreckten Gesamtausrichtung schattenrißhaft die breite, schwere Linienführung der Ebene ebenso natürlich wie der dünne, im Sonnenglast hauchzarte, bläuliche Strich unendlicher Nadelwaldungen.

Einfach in seinem Denken und Fühlen, einfach wie die Wesenszüge des Landes, das ihm über die Zeiten hinaus Heimat wurde, ganz der bedächtigen Schwere ergeben, dem dumpfen Am-Boden-haftenbleiben, dem sich niemals in unbekannte Höhen-erheben-wollen, lebt dieser dörfliche Mensch dahin, zwischen Geburt und Tod, wie das Land, das fernab von steilem Gebirge und rauschender See nirgends einen Ausweg in neue Welten weist, sondern einheitlich gefügt, beschaulich in sich selber ruht, gleichgültig der Einsamkeit und Weite preisgegeben.

Auch die russische Stadt fügt sich diesem eben gezeichneten Bilde ein und bleibt ihrem Gepräge nach eigentlich nicht mehr als ein vergrößertes Dorf. Lediglich — und hier macht sich die völlige Wesensfremdheit bemerkbar — die neuen Bauten der bolschewistischen Zeit haben kein Verhältnis mehr zur Landschaft gefunden. Sie bleiben, so wie die ihr zugrunde liegende, überstaatliche Idee, landschaftsfremd, beziehungs- und seelenlos, ungefüge, eine nur verstandesmäßige Zweckmäßigkeitskonstruktion zur Erreichung eines übervölkischen Zieles.

Während auf dem Lande wenig Kirchen erhalten sind, stehen diese in allen größeren Städten, wenngleich in den letzten Jahrzehnten fremden Zwecken dienstbar gemacht, nach wie vor. Alle diese Bauten, abgesehen von der Außengestaltung der berühmten, deutscher Barockkultur des 17. Jahrhunderts entstammenden Kathedrale von Smolensk, tragen den gleichen Charakter und Ausdruck im Baustil, jenes bekannte Bild der auf schwerem, breitem Grundstock, erdgebunden und vierschrötig wie der Ostbalte selber, sich aus roten Backsteinen aufbauenden Bauwerke mit den kupfergrünen, runden Zwiebeltürmen. Auch in Norddeutschland findet derselbe Baustoff Verwendung. Daher mag ein kurzer Vergleich der verschiedenartigen Behandlung und Gestaltung des gleichen Baustoffes hier wie dort zur Erkenntnis des Wesens als einer Ausdrucksform, die Antwort auf unsere besondere Fragestellung liefert, führen:

Unsere Backsteinbauten ruhen selbstsicher auf festem Grundgemäuer, mächtig aus einer wuchtigen, tiefempfundenen Wurzelkraft der Erde und Landschaft aufwachsend, sich in ernstem, zielklarem Mühen lösend und hoch über Fluren und Land hinaussteigend, trotzig kühn in schwindelnde Höhen hineinstoßend, wie die Marienkirche Danzigs oder in zierlichem Maßwerk freier schöpferischer Willensgestaltung bis zur filigranartig feinen Einzeldurchgestaltung, wie etwa das Rathaus von Stralsund oder die Marienkirche von Prenzlau oder aber als Burg, Feste und Gotteshaus zugleich alle Eigenheiten vereinend wie die Marienburg.

Im Zwiebelturmbau des russischen Gotteshauses versinnbildlicht sich ungeachtet der byzantinischen Einflüsse noch einmal das Wesen nicht nur des orthodoxen Glaubens im Widerhall der ostbaltischen Seele, sondern auch die innere Selbstzufriedenheit einer in sich gekehrten, in das Unabänderliche schicksalhaft hineingefundenen Lebensordnung, der die Gottheit keine Frage, kein Problem, keine Aufgabe, kein Feld geistigen und seelischen Ringens, kurz, nicht aufgegeben, sondern gegeben ist, aber auch die unversiegbare Kraft des Glaubens an eine Erlösung und käme sie mit wilder Gewalt über das Land.

Um zur Erkenntnis durchzudringen, ist hier daher weder ein In-die-Höhe-streben, noch ein Suchen, Erfassenwollen, Eindringenwollen nötig. So kann der schwere, nicht über den Bannkreis des Dinglich-Erdhaften hinausragende Bau der russischen Kirche in der letzten Rundung der sich darüber wölbenden Zwiebeltürme bereits eine seelische Begrenzung legen.

Hier unterscheidet sich das nordische vom ostbaltischen Wesen: Dem nordischen Geist, der zu Gott suchend aufsteigen muß, um ihn endlich zu begreifen, faustisch ringend, aber auch promethëisch siegesgewiß, der auch dort noch bestehen kann, ohne am Leben zu zerbrechen, wo er sich in der Einsamkeit schwindelnder Himmelshöhen sturmumbraust allein erkennt, steht der ostbaltische Typ gegenüber, in den sich Gott gleichsam von oben herabsenkt, wie der Himmel, der sich glockengleich über das weite, stille Land schwingt. Nur öffnen muß sich der Mensch jener Macht der Gnade können, und wo täte er es nicht in einer geradezu unbegreiflichen Leidenswilligkeit! Wo immer er aber aus der herkömmlichen Lebensbahn über sich hinauszusuchen beginnt, nachdenkend, da begegnen wir dann einem Fanatismus und einer inneren Aufgewühltheit, wie sie auch im politischen Kampf für den Bolschewismus zutage treten kann, oder aber er versinkt in dunkle Grübeleien, in schwärmerische Mystik, die zu keiner Lösung durchfinden, in jene exzentrische, zwiespältige und schwüle Dumpfheit, wie sie auch Gorki gelegentlich schildert. Übrig bleibt am Ende nichts, als die ewig ungestillte Sehnsucht nach Erlösung.

Außer den soeben kurz angedeuteten Lebensäußerungen des Ostbalten, wie sie sich aus seinem Erleben der ewigen Polarität von Natur und Geist-Seele zu irgendwie aufeinander abgestimmten, festen Ausdrucksformen durch- und herausbildeten, bietet seine Lebenshaltung im Persönlichen eine Reihe kennzeichnender, typisch erscheinender Eigenheiten, die, im mittelbaren Zusammenhange damit stehend, das bisher erhaltene Bild runden helfen:

Der Mensch des europäischen Ostens muß, um erfolgreich in seiner Art bestehen zu können, in jeder Weise widerstandsfähig sein. Die klimatischen Verhältnisse mit ihren heißen, trockenen Sommern und äußerst kalten, sturmwindgeplagten Wintern, ihren langen Frühjahrs- und Herbstschlammzeiten, ihren Insektenplagen, der geringen Luftfeuchtigkeit, dem ständigen Einfluß trockener Festlandswinde, dazu die außerordentlich mangelhaften Trinkwasserverhältnisse und die vielfach einseitige An-

baumöglichkeit weniger winterharter Feldfrüchte zwingen zu Anspruchs- und Bedürfnislosigkeit und setzen eine erhöhte Widerstandskraft voraus. Entbehrungen, Hunger, Mißernten gewöhnt, hat sich die von Natur aus mitgebrachte Neigung zur Passivität bis zur vollendeten Leidensfähigkeit entwickelt. Der Mangel an eigenem Aufschwung, das Fehlen stolzen Selbstbewußtseins und die Gewöhnung an Kargheit, Not, Elend und Bitternis haben ihn stark gemacht im Ertragen seines Schicksals, das er mit Gelassenheit, ja geradezu Sturheit hinnimmt. Selbst im Leiden groß, bringt er Verständnis für das Los seiner Mitwelt auf. Gastfreundlichkeit und hingebende Gutmütigkeit kennzeichnen die Kehrseite dieser Eigenschaften.

Der Mensch, der mit dem Vieh nicht nur unter einem Dach, sondern häufig auch in einem Raum zusammengepfercht lebt und aufwächst, wo beide gemeinsam die lange Kältezeit überdauern, ist, obwohl er in seiner Primitivität und Lässigkeit die Haustiere im eigenen Schmutz verkommen lassen kann, andererseits wieder empfänglich für die Liebe zum Geschöpf. In keinem europäischen Lande sehen wir soviel Nistkästen für Vögel wie dort.

Die uns Deutschen aber vielleicht abstoßendste und deshalb zunächst auffallendste Erscheinung im russischen Wesen ist seine zähe, dumpfe Beharrlichkeit, aus der sich seine alles übersteigende Trägheit ableitet. Träge und lässig in der primitiven Ausgestaltung seiner Wohnräume, lässig und selbstgenügsam in der Bestellung nicht nur der kollektiven Felder, sondern auch der privateigenen Hausgärten, anspruchs- und bedürfnislos in Kleidung, Körperpflege (trotz Sauna) und Ernährung, lebte der frühere Kulake lieber in behaglicher, klebriger Armut und Schmutz, in ungelüfteten, stinkenden Räumen voller Ungeziefer, in denen wintertags das Federvieh unterm breiten Speicherofen gackert, als daß er aus eigenem Antrieb eine Änderung dieser Zustände angestrebt hätte. So nachlässig, faul und bequem, wie er im Winter in seinem leichten Panjeschlitten liegend oder knieend über die weiten, weißen Flächen gleitet, so phlegmatisch und gleichgültig-teilnahmslos ruht er in dieser Jahreszeit tagsüber auf seinem Ofen.

Im Osten, so müssen wir abschließend erkennen, entschied der Raum zu seinen Gunsten. Er, der sich in seiner Ungegliedertheit abweisend verhielt, hohe Kulturen hervorzubringen oder zu fördern, gebar auch seinen Menschen nie die Kraft, die formen und gestalten will. So sehen wir dort eine Parallelerscheinung, die sich noch mehrfach in anderen Teilen der Erde mit ähnlichen Voraussetzungen wiederholt, nämlich, daß dort, wo der Boden unfruchtbar bleibt, Kulturen hervorzubringen, er auch meist ungegliedert ist, sich in einförmiger Weiträumigkeit hindehnt und daß weiter dort, wo es daher der Landschaft an Gestaltung durch menschliche Regsamkeit mangelt, auch keine geschichtliche Vergangenheit im europäischen Sinne möglich ist.

Rassenkundliche Beobachtungen in Ostarbeiter-Lagern

Von Ernst Scheffelt

Mit 8 Abbildungen auf 2 Tafeln

Der Ostarbeiter und die Ostarbeiterin sind im Straßenbild der deutschen Städte bekannte Erscheinungen. Auch die Bauern haben vielfach „ihren" Russen oder „ihre" Ukrainerin. Und allen, den Städtern und Bauern, fällt auf, daß diese osteuropäischen Menschen in ihrer äußeren Erscheinung wie auch in ihrem Wesen, ihrer Auffassungsgabe und ihrem Angleichungsvermögen sehr verschieden sind. Nach meinen Beobachtungen hört man von rassenkundlich ungeschulten Volksgenossen und von denen, die mit den Ostarbeitern beruflich zu tun haben (als Lagerführer oder Betriebsführer), dreierlei Urteile: Erstens wird gesagt: Der oder die sieht ganz deutsch aus, könnte geradesogut in den Straßen unserer Stadt herumlaufen, usw. Zweitens hört man ab und zu: das ist nun ein echter Russe, ein richtiger Slawe. Drittens wird geurteilt: der sieht aus wie ein Japaner. Selten begegnet man einem vierten Urteil: der sieht jüdisch aus.

Im allgemeinen urteilt unser Volk nicht schlecht. Beginnen wir mit der zweiten Bewertung, dem „echten Russen". Diese Bezeichnung wird Menschen mit kräftigem, untersetztem Körperbau zuteil, mit breitem Kopf und Gesicht, Stupsnase, hellen Augen und oft hellem oder aschblondem Haar. Das Volk ist mit dem Wort „schwarz" sehr freigiebig, aber den Russen nennt es selten schwarz. Was hier gemeint und ganz richtig gesehen wird, ist der ostbaltische Mensch (Abb. 1).

Zum Typ Nummer 3 wird bemerkt, der oder die sei schwarz, schlitzäugig und gelbhäutig. Das sind neben der Flachgesichtigkeit Merkmale des Innerasiaten und werden weniger bei Ostarbeitern als bei Kriegsgefangenen bemerkt (Abb. 8).

Das „Jüdische" ist besonders begründet in der dicken, großen, überhängenden Nase, wozu — nicht immer — dicke Lippen und fleischige Ohren treten. Diese Menschen sind wirklich „schwarz"; ihr Wesen ist anschmiegsam, sie versuchen oft, etwas von uns zu lernen, zu „profitieren". Hier sieht der unbefangene Beobachter die vorderasiatische Rasse (Abb. 7).

Die Meinung, dieser oder jener Ostarbeiter sehe „ganz deutsch" aus, wird für das männliche Geschlecht häufiger ausgesprochen als für das weibliche. Es handelt sich hier um schlanke, helle, langköpfige und langgesichtige Gestalten oder um schlanke, dunkle Menschen mit starker Nase. Mit anderen Worten, um Nordische und Dinarische. Es gibt im männlichen Geschlecht eine große Zahl von Menschen, bei denen die nordischen Merkmale gehäuft sind, während die ostbaltischen Eigenschaften im weiblichen Geschlecht stärker zum Ausdruck kommen. Die dinarischen Merkmale sind in Rußland in beiden Geschlechtern stark abgeschwächt, so daß man

Mühe hat, etwa eine „Defreggernase" zu finden oder ein knochig-schmales Gesicht mit verkürzter Oberlippe.

Es liegen mir zunächst 78 gut untersuchte Ukrainer vor, meist mit Bild. Hiervon sind 25 Individuen blauäugig (es überwiegt die Farbe 2a der Augenfarbentafel nach Martin-Schultz, also blau). 30 Mann zeigen wenig Farbstoff, am stärksten vertreten ist hier 4a, also das hellste Grau. Es folgen 18 Augenpaare mit mittlerer Färbung, wobei 8, gelbgrün, leicht vorherrscht. Nur 5 farbstoffreiche Augenpaare sind da, darunter 4 rehbraun und 1 braun, kein dunkelbraun oder schwarzbraun.

Betrachten wir die Haarfarbe dieser 78 Ukrainer, so finden wir 11 ausgesprochen Blonde (A—J), 3 Aschblonde (K) und 18 Dunkelblonde, also 32 Blonde gegenüber 46 Braunen, unter denen nur 10 Braunschwarze (V u. W) sind. Die Nasenform (Form des Nasenrückens) ist beim männlichen Ukrainer ganz überwiegend gerade und wellig, in schwachem Maße eingebogen und noch weniger ausgebogen. Die betreffenden Zahlen sind bei unseren Ukrainern 48:18:12, die dinarische Hakennase ist nur andeutungsweise vorhanden. Die nordische Nasenform überwiegt stark.

Von den Ukrainerinnen sind 74 fertig bearbeitet. Davon haben 14 farbstoffarme, also mehr oder weniger blaue Augen. Zur grauen Reihe gehören 38, also stark die Hälfte. 17 Frauen haben Augen mit mittelmäßigem Farbstoff, nur 5 gehören zur farbstoffreichen Reihe, und zwar zur hellsten Farbklasse 12, rehbraun. Die grauen, „ostbaltischen" Farben überwiegen also bei der Frau. Beim Frauenhaar überwiegen die braunen Tönungen leicht, doch sind die Farben V—Y, braunschwarz, nur sechsmal vorhanden. Ausgesprochen blond sind 11, dunkelblond 19 Frauen, 4 haben den aschblonden Ton, der die Ostbalten kennzeichnen soll. Bei anderen dunkelblonden Tönen, z. B. bei L und M, steht auf meinen Merkblättern mehrfach die Kennzeichnung „aschfarbener als L und M". Die Blonden machen bei den Männern 41 v.H., bei den Frauen 46 v.H. aus, bei leichtem Überwiegen der aschblonden, also „ostbaltischen" Farben bei der Ukrainerin.

Wenn man die Merkmale Augenfarbe und Haarfarbe gemeinsam betrachtet, so wird man erwarten, daß blonde und helläugige Menschen, also nordische und ostbaltische, den dunklen Dinariern gegenüberstehen. Doch unsere Zusammenstellung, jetzt von über 100 ukrainischen Männern gewonnen, läßt erkennen, daß die Gruppe der Helläugigen (1—6) und Blonden (A—O) mit $29^1/_2$ v.H. keineswegs stattlich ist. Würde man die Haarfarbe P noch zu Blond rechnen, wäre diese Gruppe allerdings größer. — Häufig ist die Merkmalsverbindung Braun mit grauäugig ($23^1/_2$ v.H.), in dieser Gruppe sind noch viele Ostbaltische zu vermuten. Beim Betrachten der Übersichten sei daran erinnert, daß das ukrainische Braun im Durchschnitt nicht sehr dunkel ist, die schwarzen Töne X und Y fehlen völlig, V und W (Braunschwarz) sind nicht häufig, R etwas häufiger. Die Dinarier möchte man suchen bei der Merkmalsverbindung braun mit farbstoffreich, doch ist dieses Grüppchen (4,7 v.H.) nicht dazu angetan, uns in dem Glauben zu bestärken, daß die Grundlage des ukrainischen Volkes

dinarisch sei[1]). Selbst wenn wir der Gruppe Braun + mittelfarbig noch dazunehmen (obwohl uns die Augenfarben 7—9 keineswegs dinarisch vorkommen), so ergibt sich für etwaige Dinarier ein Anteil von 20 v.H. Das wäre ein recht geringer dinarischer Grundstock.

Wir haben dann die Form des Nasenrückens mit der des Hinterhauptes zusammengebracht, um festzustellen, ob hier einzelne Rassen durch besondere Gruppenbildung auffallen. In diesem Zusammenhang sei gesagt, daß die Form des Hinterhauptes oft schwer zu bestimmen ist. Die klassisch-dinarischen Köpfe, die z. B. Hans F. K. Günther in seiner „Rassenkunde des Deutschen Volkes" Seite 92, Abb. 148 und Seite 101, Abb. 173a abbildet, sind im Osten selten. Meist ist „hinter den Ohren noch mehr vorhanden", wie sich Eugen Fischer in seinen Vorlesungen ausdrückte (Gegensatz: er hat zu wenig hinter den Ohren). Abb. 4 zeigt einen ziemlich typisch-dinarischen Kopf, aber die Augen sind nicht dinarisch-braun, sondern hellgrau (4a).

Wir haben nun nach dem Beispiel Weningers in seinen „Rassenkundlichen Untersuchungen an Albanern"[2]) noch eine mittlere Kopfform ausgesondert, bei der die Umrißlinie des Hinterhauptes nicht senkrecht von oben nach unten verläuft, sondern von oben außen nach unten innen (Weningers Kopfprofiltypus II). Die größte Kopflänge (das Opisthokranion) liegt sehr hoch; man sieht diese Kopfform auch in Deutschland häufig.

Bei der Merkmalsverbindung „Form des Nasenrückens und des Hinterhauptes" sollten wir die Dinarier besonders gut erfassen, denn ihre Merkmale sind ja „ausgebogen" und „abgeplattet". Es zeigt sich aber, daß die Gruppe mit gerade-welliger Nasenform und gewölbtem Hinterhaupt die weitaus stärkste ist; diese Merkmalsverbindung ist nordisch. Die ostbaltische Gruppe mit eingebogener Nase und leicht gewölbtem Hinterhaupt ist klein. Noch kleiner ist die Gruppe „ausgebogen — abgeplattet". Selbst wenn man die eben erwähnte mittlere Kopfform, wenn sie ausgebogene Nase hat, dazugezählt, kommt nur eine dinarische Minderheit von 15,5 v.H. heraus.

Auch bei den Russen ist die Merkmalsverbindung „ausgebogene Nase + abgeplattetes Hinterhaupt" nicht häufig; die stärkste Gruppe ist hier wieder die, die die nordische Verbindung von gerader oder welliger Nase mit gewölbtem Hinterkopf aufweist. — Eingebogene Nasen sind bei den bisher von uns untersuchten Großrussen im männlichen Geschlecht nicht häufig.

Nicht gedacht haben wir bisher der vorderasiatischen Rasse, die bei kaukasischen und transkaukasischen Ostarbeitern stark in Erscheinung tritt und über die wir zusammen mit einer Gruppe armenischer Kriegsgefangener später berichten wollen. Wir bilden einen 21jährigen Armenier aus Eriwan ab (Abb. 7), bei dem die Merkmale der vorderasiatischen Rasse gemildert erscheinen. Es ist ein heiterer, ge-

1) Heinrich Gottong: Das Blutserbe des ukrainischen Volkes. Rasse; 8. Jahrg. 1941.
2) R. Pöchs Nachlaß; Wien 1934.

sprächiger Mensch. Wenige Ukrainer zeigen vorderasiatischen Einschlag. Einen Großrussen mit vorderasiatischen Merkmalen fand ich bisher nicht.

J. Czekanowski[3]) mißt der mediterranen und der alpinen Rassenkomponente (wir würden sagen: der westischen und der ostischen Rasse) in Rußland große Bedeutung bei. Wir versuchten, nach der Merkmalsverbindung „langer Kopf, dunkle Augen, dunkle Haare" unsere Westrassigen auszuscheiden und berücksichtigten alle vom Längenbreitenindex 81,6 ab (abwärts). J. Schwidetzky[4]) nennt diese Zahl als mittleren Kopfindex für oberschlesige Westrassige, während andere Zahlen nicht über 80 hinausgehen. — Unter 103 untersuchten Ukrainern entspricht keiner dem Bild, das die genannte Merkmalsverbindung fordert. — Jakitschuk aus Shitomir (Abb. 3) darf trotz seines Aussehens nicht zu den Nordischen gerechnet werden, sehen wir also zu, ob er westisch ist. Die Augenfarbe ist 9—10 (Mittelfarbig), die Haarfarbe R, ein ausgesprochenes Braun. Die Seitenansicht des Kopfes könnte nordisch und westisch sein, aber der Längenbreitenindex ist zu groß, 84, 32. Und noch mehr überrascht der hohe Nasenindex, 71, 57. Also können wir diesen jungen Mann nicht als Beispiel für die Westrasse gebrauchen. Ein anderer aus Dnjepropetrowsk mit langem, ausladendem Hinterkopf hat hellblaue Augen, so daß unsere Suche nach Westrassischen bisher erfolglos war. Nur bei den Kriegsgefangenen der Wolgagegend findet sich nicht ganz selten der Rasantyp, der dunkle, langköpfige Männer umfaßt, auf deren Beschreibung hier nicht eingegangen werden soll.

Vertreter der Ostrasse sind auch selten, nur einer entspricht der Abbildung, die J. Schwindetzky auf ihrer Tabelle B von den oberschlesischen Alpinen zeichnet. Der Abgebildete (Abb. 6) hat Augenfarbe 12, Haar M, Kopfindex 86, 17 und Nasenindex 67,31. Ostische Frauen sind in der Ukraine, in Weiß- und Großrußland häufiger, so daß auch in diesem Falle die Frau das alte, urtümliche Rassegut deutlicher erkennen läßt. Wenn wir der Vollständigkeit halber noch erwähnen, daß in Osteuropa auch fälische Typen zu sehen sind, so haben wir alle Rassen aufgezählt, deren Merkmale man in mehr oder weniger bunter Aufteilung und Zerkreuzung auf dem Boden der Sowjetunion findet.

Abschließend soll noch etwas über das Leben in den Ostarbeiterlagern gesagt werden. Der Tag verläuft keineswegs eintönig, obschon die Männer und Frauen stark zur Arbeit angehalten werden. Gelegentliche Ausgänge und die sonntäglichen Spaziergänge bringen immer Abwechslung, selbst der Gang zur Arbeitsstätte und zurück ist ein kleines Erlebnis. Die Frauen und Mädchen sind hierbei lebhaft und schwatzen fröhlich, die Männer sind ernster. Heimweh wird nicht oft bemerkt, höchstens nach den Kameradschaftsabenden, bei denen ukrainische Lieder gesungen werden. Gering ist der Drang, die meist schöne Umgebung unserer badischen Städte kennenzulernen. Die Weite des Ostlandes scheint die Naturliebe ungünstig zu beeinflussen. Sonstige Interessen sind aber vorhanden, die jungen Russen lernen rasch deutsch, in Südbaden

3) Die anthropologische Struktur von Europa im Lichte polnischer Untersuchungsergebnisse. Anthropol. Anz. XVI; Heft 1/2, 1939.

4) Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien; Heft 2, 1939.

allerdings ein stark alemanisches Deutsch. Die rassenkundliche Untersuchung lassen die meisten geduldig über sich ergehen und freuen sich über die Augen- und Haarfarbentafel, das Photographieren halten sie für das Wesentliche dabei. Einige glaubten, ich forsche besonders nach jüdischen Merkmalen. Gern erwerben sie ihr Bild und schicken es nach Hause, falls ihre Heimat diesseits der Hauptkampflinie liegt. Groß-, Weiß- und Kleinrussen legen Wert darauf, als solche bezeichnet zu werden; die Kaukasier halten sich von diesen Volksteilen merklich zurück. In einigen Lagern können Ehepaare und Kinder zusammenleben und werden von der Fürsorgerin des betreffenden Werkes betreut. Die Russen lieben ihre Kinder zärtlich, die kinderlosen Frauen und die Mädchen nehmen lebhaften Anteil am Gedeihen der Kinder. — Fast alle Lagerinsassen können schreiben, auf der Landkarte finden sie sich leicht zurecht. In einigen Werken sagte man mir und zeigte es auf Bildern, wie verwahrlost die Arbeiter in den Jahren 1941 und 1942 angekommen seien. Sehr rasch haben sie Sinn für Ordnung und Reinlichkeit angenommen, sie pflegen sich nach Möglichkeit und sind oft geradezu eitel. Der Ernährungs- und Gesundheitszustand ist gut.

Übersicht 1. Haar- und Hautfarbe bei 103 Ukrainern

Ausgespr. blond + blauäugig 9,4 v.H.	dunkelblond + blauäugig 5,8 v.H.	braun + blauäugig 15 v.H.	Ausgespr. blond + grauäugig 1,2 v.H.	dunkelblond + grauäugig 13,5 v.H.	braun + grauäugig 23,5 v.H.
Blond + helläugig 29,9 v.H. Braun + helläugig 38,5 v.H. (stärkste Gruppe)					
ausgespr. blond + mittelfarbig 10,2 v.H.	dunkelblond + mittelfarbig 8,2 v.H.	braun + mittelfarbig 15,3 v.H.	ausgespr. blond + dunkel –	dunkelblond + dunkel 1,2 v.H.	braun + dunkel 4,7 v.H.
Blond + mittelfarbig 18,4 v.H.					

Übersicht 2. Form des Nasenrückens und des Hinterhauptes bei 103 Ukrainern

Gewölbtes Hinterhaupt			Abgeplattetes Hinterhaupt		
eingebogene 13,5 v.H.	gerade-wellige 38,9 v.H.	ausgebog. Nase 4,2 v.H.	eingebogene 1,4 v.H.	gerade-wellige 15,8 v.H.	ausgebog. Nase 8,9 v.H.

Abgeschrägtes Hinterhaupt		
eingebogene 1,9 v.H.	gerade-wellige 8,8 v.H.	ausgebogene Nase 6,6 v.H.

Bild 1. Junges Mädchen aus Kursk
Ostbaltisch - primitiv

Bild 2. Russe von Tula mit dinarischer Kopfform, aber helläugig und L. B. Index 82

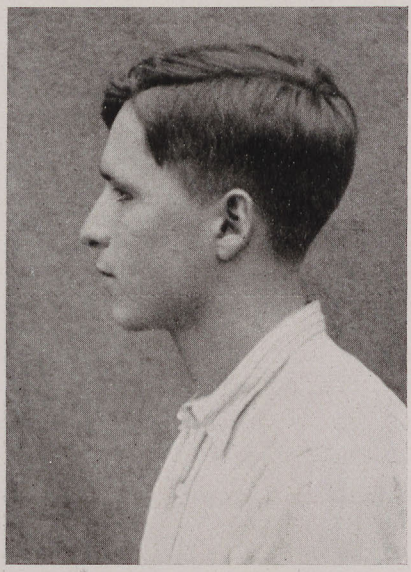


Bild 3. Ukrainer aus Shitomir mit westischen, nordischen und ostbaltischen Merkmalen

Bild 4. Der Gehilfe des Lagerführers
Ukrainer mit dinarischer Kopfbildung

Tafel II

Bild 5. Dunkler langköpfiger Ukrainer, der sich aber nicht der Westrasse zuordnen läßt. Nordische Züge. Weichteile ostbaltisch

Bild 6. Junger Mann aus Wladimir Wolynsk
Ostischer Typ

Bild 7. Armenier aus Erivan
Die vorderasiatischen Merkmale sind gemildert

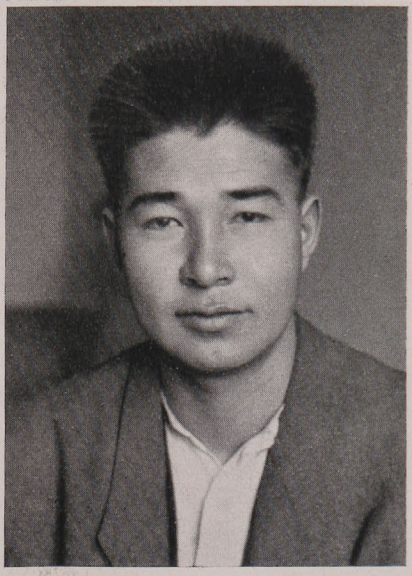


Bild 8. Junger Lehrer aus Taschkent
Vorwiegend innerasiatisch

Neue Bücher

Seelenlehre

Von Hans Burkhardt

Das bedeutsame Buch von Arnold Gehlen: „Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt“[1] liegt in zweiter Auflage vor. Die Beachtung, die das Buch gefunden hat, ist zu danken der großartigen Zusammenschau, in der hier die Besonderheit und Einheit des menschlichen Wesens dargestellt wird: Der aufrechte Gang, die Eindrucksempfindlichkeit der haararmen Haut, die freigewordenen Hände, die Zusammenarbeit von Hand und Auge, der menschliche Verstand und die Art der menschlichen Strebungen und Wertungen sind unlösbar und sinnvoll verbunden und sind Ausdruck eines bestimmten Stilgesetzes, einer besonderen, von der Natur beim Menschen erstmalig versuchten und verwirklichten Richtung der Entwicklung. Der Mensch findet sich in die Welt gestellt ohne die Anpassungsbesonderheiten der verschiedenen Tiergattungen, seine Schwäche aber wird ihm zur Stärke, indem er auf Grund seines Nichtangepaßtseins an eine engere Umwelt, seines Nichtfestgelegtseins, der Welt frei — weltoffen — gegenübertritt als das zur Handlung und Selbstführung bestimmte Wesen. Indem Gehlen alle menschlichen Wesenszüge in dieser selbstverständlichen Weise auf den gemeinsamen Nenner der Lebenstauglichkeit bezieht, gründet er tief in der lebensgesetzlichen Denkweise, die unserer Zeit das Gepräge gibt und indem er das menschliche Wesen nicht in leibliche und seelische Züge aufspaltet, sondern beides in gleicher Weise aus dem Gesamtgefüge und der Lebenslage des Menschen ableitet und Begriffe wählt, die beiden Welten zugehören, steht für ihn der dem lebensgesetzlichen Denken widersprechende Leibseelenzwiespalt von vornherein außerhalb der Erörterung. Wir stehen einem höchst kühn und geistvoll errichteten Gedankengebäude gegenüber, das in Einzelheiten selbstverständlich auch Angriffspunkte bietet. In der sehr ausführlichen Erörterung über das Zusammenwirken von Wahrnehmung, Bewegung und Sprache gibt G. eine Fülle von Anregungen und Richtigstellungen zu solchen seelenkundlichen Themen wie Symbolik, Spiel, Phantasie und Denkakt. Die Bedeutung der Sprache, die darin liegt, die Dinge dem Denken frei verfügbar zu machen, macht sie geradezu zum Leitmerkmal menschlichen Wesens. Dies führt G. dazu, das vorsprachliche Denken ganz offenbar zu unterschätzen. In einem besonderen Teil wird die Abstammungslehre erörtert, ohne daß jedoch der Rahmen des Werkes dem Verf. die Möglichkeit gibt, den hier schwebenden Erörterungen und Fragen durchweg gerecht zu werden. Die Beweisführung aber, auf die es ihm ankommt, daß der Mensch nämlich als das nicht durch Sonderanpassungen festgefahrene Wesen eine Sonderstellung einnimmt, weiß er durch gute Beispiele zu unterbauen. Gerade hier macht er sich freilich der Überspitzung eines an sich höchst wertvollen Gedankens schuldig, wenn er sagt, der Mensch habe nur Welt und keine Umwelt und das Begriffspaar: Anlage und Umwelt sei, auf den Menschen angewandt, nicht brauchbar. Sobald man die Menschheit nicht in ihrer Gesamtheit, sondern in ihren Einzelrassen betrachtet, muß man feststellen, daß zwischen bestimmten Rassen und bestimmten Räumen und Lebensformen doch eine weit engere Verzahnung besteht, als meist noch angenommen wird. Überhaupt ist das Werk Gehlens in allen Teilen abgestimmt auf die Betrachtung der Sonderstellung des Menschen, auf das also, was der Mensch gegensätzlich zur übrigen belebten Natur ist. Es liegt nahe, eine Erweiterung seiner fruchtbaren Gedanken anzubahnen, indem man fragt, ob es nicht ein Mehr oder Weniger in Bezug auf die von ihm herausgestellten menschlichen Besonderheiten gibt, ob nicht auch innerhalb der Tierreihe schon Andeutungen der von ihm bezeichneten Richtung sich aufzeigen lassen und vor allem, ob nicht im Sinne Mandels die menschlichen Rassen auf verschiedenen Punkten jenes Weges stehen, der

1) Berlin, Junker & Dünnhaupt 1941. 472 S. 14 RM.

zum schöpferischen Wesen im Sinne Gehlens führt. Damit würde dann das, was G. von Menschen sagt, mehr die Bedeutung einer Richtungsangabe, einer Polbestimmung gewinnen als die einer Zustandsbeschreibung. Damit soll nicht gesagt sein, daß in diesem Sinne eine philosophisch begründete einreihige Rangordnung der menschlichen Rassen aufgestellt werden soll, vielmehr würde es sich zweifellos nachweisen lassen, daß die von G. bezeichneten besonderen menschlichen Fähigkeiten bei den einzelnen Rassen nicht in ganzer Front gleichmäßig weit fortgeschritten sein brauchen, sondern daß bei verschiedenen Rassen jeweils bestimmte Teilabschnitte besonders entwickelt, andere mehr vernachlässigt sein können. Was dem Werke Gehlens auch für die Rassenseelenkunde eine bedeutsame Stellung gibt, ist dies vor allem, daß hier das menschliche Wesen nicht sinnlos zergliedert wird, sondern daß durchgreifende Funktionszusammenhänge herausgestellt werden.

Die Frage nach den Beziehungen zwischen leiblichen und seelischen Wesenszügen rückt vor allem in der Rassenseelenlehre immer mehr in den Mittelpunkt der Erörterungen. Einen wesentlichen Beitrag liefert hier das Buch von Ludwig Eckstein: „Die Sprache der menschlichen Leibeserscheinung.[2]) E. hat den Mut, einer neuen Physiognomik die Wege zu bahnen und begnügt sich nicht mit den Beziehungen zwischen dem Ausdruck und den seelischen Inhalten, sondern setzt auch die „festen" Körperformen in Beziehung zum Seelischen. Das Scheitern älterer physiognomischer Lehren führt er nicht zurück auf einen fehlerhaften Grundgedanken, sondern auf die unbekümmerte Zuordnung von körperlichen Merkmalen zu zusammengesetzten vermeintlichen seelischen „Eigenschaften". Es kommt ihm darauf an, den seelischen Wurzeln nachzuspüren und sie bis zu jener Stelle zurückzuverfolgen, wo sie untrennbar mit körperlichen Eigentümlichkeiten verbunden sind. Um Beispiele aus der Fülle des Inhaltes zu geben, sind etwas Schwerknochigkeit und eine gewisse Art seelischer Schwere oder körperliche Gelenkigkeit und geistige Schmiegsamkeit in einem übergreifenden Sinne ein und dasselbe. Den Hauptinhalt seines Werkes bilden die sehr feinsinnigen Ausdeutungen der körperlichen Einzelheiten in ihrer Bedeutung für bestimmte seelische Züge. In ausgezeichneter Weise werden auch die Geschlechtsunterschiede erörtert. Neben einer Fülle überzeugender Zusammenhänge bringt er freilich vielfach auch solche zur Sprache, die doch noch sehr das Gepräge des Unsicheren und Einfallsmäßigen tragen. Man sieht sich um so mehr zu gelegentlichen Vorbehalten gezwungen, als Verf. die eigentlichen Fragen der Erbseelenforschung nicht in seine Untersuchungen einbezieht. Hervorzuheben ist die klare und schöne Darstellungsweise.

Fragen der Rassenseelenkunde werden von Ludwig Eckstein in seinem Hauptwerk nur kurz angedeutet. Er hat diese Fragen für sich genommen und behandelt sie, gewissermaßen in Ergänzung zu dem Hauptwerk in einer kleineren Schrift: „Rassenleib und Rassenseele".[3]) Er stellt zunächst einige Grundfragen der Rassenseelenkunde richtig, wenn er nachweist, daß sie nicht etwa ein Zweig der Gruppenpsychologie ist, wenn er weiterhin für eine vernünftige, nicht überspannte Anwendung des Ganzheitsbegriffes eintritt und wenn er zeigt, wie die erbwissenschaftliche Unterscheidung von Erb- und Erscheinungsbild nichts zu tun hat mit der immer wieder zu Mißverständnissen führenden Unterscheidung von leiblichen und seelischen Zügen. Er zeigt sodann den besonderen Weg, der ihn zu rassenpsychologischen Erkenntnissen führt: Wenn wir den Einzelheiten der menschlichen Leibeserscheinung bestimmte seelische Wesensrichtungen zuordnen können, so brauchen wir nur die körperlichen Züge der Rassen uns anschaulich zu machen, um sie sogleich ins Seelische zu übersetzen. Großer oder kleiner Wuchs, Lang- oder Kurzgliedrigkeit, reizempfindliche oder derbe Haut sind jeweils gleichbedeutend mit verschiedenen seelischen Grundzügen. Die von Eckstein in seinem Hauptwerk erarbeiteten Zusammenhänge braucht er also nur auf die Einzelrassen anzuwenden. Er begnügt sich vorläufig mit dem Beispiel der 6 im Sinne von Günther unterschiedenen Rassen Europas. Es gelingt ihm, bestimmte, der Beschreibung nicht leicht zugängliche Wesenszüge dieser

2) Beih. 92 zur Zft. angew. Psychol. und Charakterkde. Hsg. Ph. Lersch. Leipzig, J. A. Barth 1943. 342 S. 12 *RM*.

3) Erarbeitung und Herausgabe: Der Reichsführer SS, SS-Hauptamt. 79 S.

Rassen sehr überzeugend vorzuführen, während andere Wesenszüge freilich mehr im Schatten bleiben, da das Streben, gesetzmäßige leibseelische Zuordnungen zu finden, nicht in jeder Richtung gleich ergiebig ist. Besonders fein und treffend werden gewisse Unterschiede zwischen nordischer und osteuropider Artung herausgearbeitet. Der osteuropiden Seele fehlt das Mitschwingen mit der sinnlichen Wirklichkeit. Wenn E. darauf hinweist, daß gerade durch die osteuropide Unterwanderung und besonders durch geistige Vertreter osteuropider Seelenart, die stets zum Dialektischen neigt, dem deutschen Geistesleben die ernste Gefahr der Umartung droht, so ist dies eine Warnung in letzter Stunde.

Richtunggebend als Neuerscheinung auf dem Gebiete der seelenkundlichen Wissenschaft ist das Buch von Max Simoneit: „Grundriß der charakterologischen Diagnostik"[4]), weil hier erstmalig in systematischer Weise die Wege gezeigt und gesichert werden, die zu einer wissenschaftlich einwandfreien Menschenbeurteilung führen. Der Verf. ist wie kein anderer auf Grund seiner jahrelangen sorgfältigen Arbeiten auf dem Gebiete der Heerespsychologie dazu berufen, diesen neuen Schritt zu tun. Frei von Willkür und Einseitigkeit ordnet er die wesentlichen Gesichtspunkte, von denen er mit Recht sagen kann, daß sie heute so einheitlich wie noch nie von allen maßgebenden Vertretern der seelenkundlichen Wissenschaft anerkannt werden. Er zeigt die Ziele und Grundlagen der Charakterdiagnostik auf, geht im Hauptteil auf die praktische Durchführung ein und erörtert die Anwendungsrichtungen und Richtigkeitskriterien in der Menschenbeurteilung. Auch der Rassenbegriff kommt im Rahmen übergeordneter Typenprägungen zu seinem Recht. Streitfragen philosophisch-spekulativer Art werden durchweg zurückgestellt, da ihre Beantwortung für die praktischen Belange zunächst nicht entscheidend ist. Eindringlich wird der prüfende Psychologe auf Schritt und Tritt auf die für ihn besonders notwendige Haltung der Ehrfurcht und des Taktes dem fremden Seelenleben gegenüber hingewiesen.

Ausdruck der zunehmenden Klärung und Festigung auf dem Gebiete der seelischen Menschenkunde ist auch das kleine Buch von G. H. Fischer: „Menschenbild und Menschenkenntnis. Über Grundfragen der psychologischen Anthropologie".[5]) Es enthält drei Vorträge, die in sehr gut abgewogenen Ausführungen in die Grundfragen der seelischen Menschenkunde einführen. Im ersten Vortrag zeigt ein Rückblick und Ausblick, wie in der Menschenkunde von heute die verschiedenen Richtungen der seelenkundlichen Wissenschaft, die man früher für wesensfremd und auseinanderstrebend halten mußte: die philosophisch-verstehende, die naturwissenschaftlich-erklärende und die charakterkundliche Richtung zu einer lebensvollen Einheit zusammenschmelzen. Der zweite Vortrag vertieft dieses Thema noch und zeigt, wie die neue seelische Menschenkunde sich durch die Lehre vom seelischen Aufbau die Verbindungswege zur Erblehre gebahnt und wie sie durch ihre Ausrichtung auf die Lebenswirklichkeit eine der ärztlichen Wissenschaft vergleichbare Sonderstellung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft sich erobert hat. Der dritte Vortrag handelt von dem Menschenbild bei Ludwig Klages. Durch die besondere Rolle, die Klages dem Geist als Widersacher der Seele zugesprochen hat, hat er seine Lehre gewissermaßen zwischen zwei Welten gestellt. Der Zwiespalt löst sich, wenn man im Geist nicht die außernatürliche Wirkkraft sieht, sondern im Sinne von Jaensch bei den verschiedenen Menschentypen eine verschiedene Art des Zusammenspieles oder Gegenspieles von Geist und Seele zu erkennen lernt.

Wenn wir nach einem Vorbild fragen für die tieferen und besonderen Strebungen der heutigen Seelenforschung und schlechthin für das, was wir als Seelenforschung aus nordischem Geiste bezeichnen können, so stoßen wir auf die Gestalt von Carus. Das kleine Buch von Paul Stöcklein: „Carl Gustav Carus, Menschen und Völker[6]) ist daher mit Dankbarkeit zu begrüßen, da es uns etwas von dem Adel und der Weisheit jenes großen Arztes und Forschers nahebringt, dessen Gedanken, wenn man von den rein zeitbedingten Zügen absieht, heute in wachsendem

4) Leipzig-Berlin, Teubner 1943. 232 S. 6,80 *RM.*

5) Leipzig, Quelle & Meyer 1943. 101 S. 2,60 *RM.*

6) Hamburg, Hoffmann & Campe 1943. 93 S. 1,80 *RM.*

Maße wieder bedeutsam werden. Ehrfurcht macht Bewußtheit zur Weisheit, dieses Wort aus dem vorliegenden Buch möchte man als den Leitgedanken herausstellen, der die feinsinnigen Ausführungen von der ersten bis zur letzten Seite beseelt.

Unter dem Titel: „Die Masken der Seele" bringt Hans Kern[7]) eine ausgezeichnete Auswahl charakterkundlicher Gedanken und Beobachtungen von der Zeit des Altertums bis zu Nietzsche. In einem sehr sachlich und sorgfältig ausgearbeiteten Zwischentext werden die Linien der Entwicklung nachgezeichnet. Das Buch wird dankbar aufgenommen werden von jedem, der an Fragen der Menschenkunde im weitesten Sinne Freude hat.

Im psychologischen Schrifttum fehlt, wenn man von älteren bekannten Werken absieht, eine ausführliche Darstellung der menschlichen Ausdrucksbewegungen durch Miene und Gebärdenspiel. Gerne nimmt man daher ein neu erschienenes durch gediegene Aufmachung und reiche Bebilderung ausgezeichnetes Buch von M. Löpelmann zur Hand: „Menschliche Mimik. Psychologische Betrachtungen mimischer Vorgänge in der Natur und in der Kunst".[8]) Das Buch bringt keine Fachwissenschaft. Es begnügt sich, Ausschnitte in allgemeinverständlicher und schlichter Darstellung zu bringen ohne auf schwierigere Fragen einzugehen. Sein Vorzug liegt in der klaren und sachlichen Art, in der einige wesentliche mimische Vorgänge herausgestellt werden. Auch einige rassenpsychologische Besonderheiten werden berührt.

H. A. Schmitz behandelt in einer im Druck vorliegenden Vorlesung: „Krankheitssymptom oder Persönlichkeitsmerkmal"[9]) eine Frage, die auch in seinem im letzten Buchbericht (Rasse 1943. S. 73) besprochenen Buch: „Die Persönlichkeitsdiagnose" von ihm erörtert wird. Er führt eine gut durchdachte Unterscheidung durch zwischen den Eigenarten einer Persönlichkeit und solchen Zügen, die an krankhaftes Geschehen geknüpft sind und als Fremdmerkmale der Persönlichkeit zu werten sind. Zwischen beiden sind vielfache Überschneidungen anzuerkennen, aber keine Übergänge.

Von allen psychologischen Prüfungsverfahren hat wohl der Arbeitsversuch nach Kraepelin wegen vieler Vorzüge die weiteste Verbreitung gefunden. In dankenswerter Weise hat alles Wissenswerte über die sachgemäße Durchführung, Auswertung und Deutung dieses Versuches der beste Sachkenner auf diesem Gebiete Richard Pauli zusammengestellt in der kleinen Schrift: „Der Arbeitsversuch als charakterologisches Prüfverfahren".[10])

Ein Buch, an dem die erbpsychologische Forschung nicht vorbeigehen darf, das in einem kurzgefaßten Buchbericht zu würdigen aber schwierig ist, ist ein Bericht von Heinrich Bouterwek über die charakterologischen Ergebnisse der Zwillingsforschung, zusammengestellt unter dem Titel: „Erbe und Persönlichkeit".[11]) Was B. überzeugend herausarbeitet und auf Grund der neueren Forschungen sehr deutlich sich heraushebt, ist eine für eineiige Zwillinge kennzeichnende Mischung von verblüffender Ähnlichkeit mit gewissen Verschiedenheiten. Die Verschiedenheiten spitzen sich häufig sogar zu einer ausgeprägten Gegensätzlichkeit in ganz bestimmter Richtung zu. B. findet für diese Richtung einen einheitlichen Begriff, indem er von verschiedenen Graden der Gebundenheit bzw. Ungebundenheit der beiden eineiigen Paarlinge spricht. Wenn es sich um Zwillingsschwestern handelt, ist der eine Teil meist in bezeichnender Weise der ausgeglichenere, in echtem Sinne weiblich geartete, der andere ungebundener mit knabenhaften Zügen; bei Zwillingsbrüdern ist der eine sicherer und männlicher, der andere ungebundener, weicher und unbeständiger. B. bringt die Gegensätzlichkeit mit verschiedener Entwicklung der Hirnhälften zusammen, erkennbar oftmals, jedenfalls in typischen Fällen, an stärkerer Ausbildung der linken oder rechten Kopf- und Gesichtshälfte und Bevorzugung der rechten oder linken Hand. Eineiige Zwillinge können, entsprechend ihrer Entstehung aus den beiden selbständig gewordenen, ursprünglich zu einem Wesen gehörenden Zellen des Zweizellenstadiums den beiden Körperhälften eines Menschen verglichen

7) Leipzig, Reclam 1943. 358 S. 5,50 *RM*.
8) Berlin, Holle & Co. 1943. 232 S. 16 *RM*.
9) Bonn 1942. 14 S. —,60 *RM*.
10) Leipzig, J. A. Barth 1943. 40 S. 2 *RM*.
11) Wien, F. Deuticke 1943. 296 S. 15 *RM*.

werden; sie sind in allem gleich, nur nicht in jenen gestaltenden Kräften, die mit der jedem Wesen eigentümlichen Seitenungleichheit zusammenhängen. In diesen Kräften, die sich auf seelischem Gebiet als vorwiegende Gebundenheit oder Ungebundenheit auswirken, haben wir nach B. einen neuen, bisher nicht beachteten Wesensgrundzug (ein echtes Radikal) vor uns. B. neigt nun freilich dazu, die Bedeutung dieses Wesensgrundzuges insofern zu überschätzen, als er es in den bekanntesten Typenlehren (bei Pfahler u. a.) wiederzufinden und sogar bei seelischen Rassenunterschieden wesentlich beteiligt glaubt. Aber auch wenn man ihm soweit nicht folgt, so bringen doch seine Untersuchungen der Charakterkunde unzweifelhaft einen Gewinn und sind in bestimmter Richtung beispielgebend. — Unabhängig von diesem Gewinn, den das Buch in jedem Falle vermittelt, trägt es aber auch das Gepräge einer Streitschrift. In verschiedenen Veröffentlichungen ist Verf. als Rufer im Streit aufgetreten mit der Überzeugung, daß eineiige Zwillinge nicht ganz erbgleich sein könnten, da jene Wesenszüge, in denen sie verschieden seien, dem erbbedingten Charakter eines Menschen zugehörten. In seinen Vorwürfen gegen sehr bekannte Zwillingsforscher wird er insofern ungerecht, als er sie einer ihnen fernliegenden Umweltgläubigkeit bezichtigt und ihre sachlichen Gründe für die Annahme, daß bei jeder Körperzellenteilung jeder Tochterzelle in genau gleicher Weise die gesamten Erbanlagen zugeteilt werden, in etwas gewaltsamer Weise beiseite schiebt. Die Untersuchungen des Verf. warnen uns allerdings erneut davor, gerade auf dem Gebiete der Erbseelenkunde die Zwillingsmethode vorbehaltlos und schnellfertig anzuwenden. Dies wird aber auch von führenden Wissenschaftlern mehr und mehr anerkannt (man lese darüber in der 4. Auflage des Sammelwerkes von Baur-Fischer-Lenz nach). Es gibt, vor allem auf seelischem Gebiet, bestimmte Unterschiede zwischen eineiigen Zwillingen, die nicht auf gewöhnliche nachgeburtliche Umwelteinwirkungen, insbesondere nicht auf verschiedene seelische Einwirkungen zurückgeführt werden können, sondern die weit eher ein „organisches" Gepräge tragen und in ihren Wurzeln vielleicht doch bis auf jenen Vorgang zurückgehen, bei dem sich regelwidrig die beiden Zellen im Zweizellenstadium selbständig machen. Hier hat die Entwicklungslehre ein entscheidendes Wort zu sprechen.

Im Rahmen einer japanischen Kulturserie sind zwei Schriften von Jungu Kitayama veröffentlicht: „Der Shintoismus"[12]) und „Der Geist des japanischen Rittertums".[12]) In beiden Schriften werden bestimmte, in Volk und Rasse wurzelnde Werte herausgestellt, die entscheidend für die japanische Gesittung sind. Im Shintoismus ist es der Gedanke der Herzensreinheit, der sich als Leitgedanke nachweisen läßt. Im japanischen Rittertum haben die Werte der Treue und Aufopferung und der inneren Überwindung der Grenzen von Tod und Leben eine gesteigerte, unerbittlich strenge und vergeistigte Ausdrucksform gefunden.

In einem Vortrag von Felix Haase „Der russische Mensch"[13]) finden wir eine sehr gute gedrängte Darstellung der Wandlungen und Einflüsse, denen das russische Seelenleben im Laufe der Geschichte unterworfen war. Den geschichtlichen Ablauf zu kennen, ist für die Rassenforschung notwendig, um hinter dem Wechsel der Erscheinungen das zu finden, was unveränderlich im Wesen der rassebedingten Anlagen gründet. Von frühgeschichtlicher Zeit her ist, wie Verf. zeigt, die Zwiespältigkeit des Wesens bezeichnend für die ostslawischen Menschen, und immer neue Überschichtungen asiatischer Herkunft verstärkten jeweils diesen Zug. Immer die gleichen Anlagen sind es, die nur mit verschiedenen Vorzeichen zu verschiedenen Zeiten hervortreten: Maßlosigkeit im Guten wie im Bösen, ruheloser Weltverbesserungs- und Erlösungsdrang, Vorherrschaft gestaltloser Massengefühle.

Kenntnis der seelischen Eigentümlichkeiten der Völker in schlichtester Form zu vermitteln als einer der ersten Voraussetzungen zur Weltläufigkeit hat sich in dankenswerter Weise die kleine Sammlung über den Umgang mit Völkern, herausgegeben von F. Thierfelder, zur Aufgabe gemacht. Es liegt mir die kleine Schrift von Huebner über die „Niederländer und Flamen" vor.[14]) Mit wenigen Strichen

12) Berlin, W. Limpert 1943. Je 16 S. —,50 *RM.*

13) Breslau, Korn 1941/42. 48 S. 1 *RM.*

14) Berlin, Luken & Luken 1943. 48 S. —,75 *RM.*

gelingt es dem Verf. ein Bild des Holländers zu zeichnen, wie es auf Grund seiner nordisch bedingten seelischen Anlagen und auf Grund seiner Stellung in der Welt sich entwickelt hat. Beim Flamen ist ein Hineinwirken westisch-bestimmter Anlagen in das sonst ähnliche Grundgepräge unverkennbar.

Die Lichtbildwerke von Erna Lendvai-Dircksen sind wegen der meisterhaften Darstellung des seelischen Ausdruckes der Menschen gerade für die Rassenseelenkunde eine noch lange nicht ausgeschöpfte Quelle der Anregung und Anschauung. Dies gilt besonders auch für das neue Werk: „Das deutsche Volksgericht: Niedersachsen".[15]) In wechselnder Erscheinungsform spricht aus den Gesichtern der nordische Ernst und die nordische Schalkhaftigkeit uns an und nur vereinzelt mischen sich, vor allem da, wo das Bergland beginnt, ostische Züge ein. So finden wir neben einem Oberharzer Holzfäller von rein nordischem Ausdrucksgehalt einen anderen dargestellt, dessen Züge höchst anschaulich eine bestimmte Art von ostischer Mißtrauensbereitschaft zum Ausdruck bringen.

Zum Schluß sei hingewiesen auf ein Buch von Richard Eichenauer: „Von den Formen der Musik".[16]) Das sehr klare, schlichte Buch kann hier zwar nicht von musikwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus gewürdigt werden. Auch wendet es sich nicht an den Fachmann, sondern vor allem an Führer und Führerinnen der Jugend, die mit Musikpflege zu tun haben. Keiner ist so wie Verf. berufen, die Gestaltungsgesetze unserer, nämlich der abendländischen Musik schlechthin nachzuzeichnen und dabei deutlich zu machen, wie hier eine Gesittung, die im wesentlichen auf die seelischen Anlagen des nordischen Menschen zurückgeht, in der Welt des Klanges Ausdruck gewonnen hat.

15) Bayreuth, Gauverlag 1942. 6 RM.

16) Wolfenbüttel und Berlin, Kallmeyer 1943. 106 S. 4,80 RM.

Geisteswissenschaft

Von Heinz Rieder

Heute ist eine Besinnung auf die deutsche Haltung gegenüber dem Fremden von besonderer Wichtigkeit, da uns durch die Umstände des Krieges fremdvölkisches Wesen besonders naherückt. Eine grundsätzliche Auseinandersetzung bringt hier das Büchlein Bruno Brehms[1]), das sich in erster Linie an den deutschen Soldaten wendet, und das auch als Tornisterschrift erschienen ist. Verständnis für das Fremde, als aus einer anderen Rasse, Landschaft, aus anderen Lebensbedingungen heraus Entstandenes, Verständnis für eine deutschbewußte Haltung und für den eigenen Volkswert — erst diese beiden Gesichtspunkte zusammengenommen führen uns zu einem richtigen Verhalten gegenüber Fremdem. Von der Haltung des deutschen Vergnügungsreisenden im Ausland wird die Haltung des deutschen Soldaten im feindlichen Gebiet wesentlich abweichen. Aber in beiden Fällen gilt, daß der Deutsche im Ausland durch die Augenfälligkeit des Auftretens und Gehabens jene Vorurteile zunichte machen muß, die das Ausland, durch die Hetzpropaganda geschürt, gegen ihn hegt. In einem den Ostvölkern gewidmeten Kapitel zeigt Brehm in einer interessanten Gegenüberstellung von Tacitus' „Germania" und Herders „Ideen", wie eine nüchterne und auch heute noch in überraschendem Maße gültige Anschauung des Römers von der Kulturunfähigkeit der Ostvölker durch die sentimentale Betrachtungsweise Herders, die aus den Ostvölkern idyllische Hirtenvölker machen will, verdrängt werden konnte.

Zu den Büchern, die vom heute einzig fruchtbaren seelisch-charakterlichen und sittlichen Standpunkt her wertvollen Aufschluß über fremdvölkisches Wesen geben, kommt ein besonders begrüßenswertes über den Amerikanismus von Gustav Blanke[2]) hinzu, der Amerika knapp vor dem Kriegsausbruch verlassen hat. „Es galt dem Verfasser vor allen Dingen, das übliche Amerikabild,

1) Deutsche Haltung vor Fremden. Graz, steir. Verlagsanstalt 1943. 75 S. 0,80 RM.

2) Yankeetum. Tendenzen der amerikanischen Zivilisation der Gegenwart, amerikanische Eindrücke und Übersetzungen aus Texten amerikanischer Autoren. Arbeitshefte für den Sprachmittler, Heft 48. Leipzig, Birnbach 1943. 139 S. 4 RM.

welches zwischen Bewunderung und Ekel schwankend, in fluorescierenden Farben und verwischten Konturen fast bis zum Überdruß gemalt worden ist, in einer Zeichnung wiederzugeben, die mit festen Linien durch die Amerikaner selbst vorgezeichnet wurde." Der „Yankee", die ethisch abstoßende, materialistische Snob-Form des amerikanischen Menschen, hat seinen ersten Vertreter in dem um die Dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts emporkommenden Farmer und Siedler des Westens, einem Spekulanten und Geldraffer voll schroffstem Individualismus. Nach der Niederringung der Südstaaten gewinnt dieser Typ immer mehr die Oberhand. Aus ihm bildet sich auch die tragende Schicht des wirtschaftlichen Kapitalismus, der in der Hoover-Zeit seine höchsten Blüten treibt. Das Opfer dieses Systems ist der Mittelstand, der Arbeiter, Handwerker und Farmer, der Nutznießer das Judentum. Dem Idealtyp des flachen Erfolgsmenschen ist das ganze Kulturleben untergeordnet. Ansprüche auf Bildung und selbständiges Denken werden nicht gestellt, wie ein Blick auf das amerikanische Schulwesen dartut. Auch auf den sogenannten Universitäten ist von selbständiger wissenschaftlicher Arbeit keine Rede, der dort zu erlangende akademische Grad entspricht bestenfalls unserem Abitur. Ausführungen über Kino, Theater, Schrifttum und Rundfunk ergänzen das Bild der in öder Gleichmacherei und Standardisierung verkommenden Massenherrschaft, für die nur der flache Durchschnittsmensch zählt, und die noch immer auf dem Boden des westlichen Rationalismus steht, der als Pragmatismus und psychologischer Behaviorismus modern aufgeputzt wurde. Der Verfasser erhofft ein allmähliches Aussterben des Yankeetums durch eine biologische Entkräftung in den Nordoststaaten und dadurch das Aufkommen eines neuen schollengebundenen Menschentyps des Südens und mittleren Westens, „der die Kultur über die Zivilisation, den Geist und die Seele über die tote Materie, die Persönlichkeit über die Masse" stellt. Ein reichhaltiger Schrifttumsweiser regt zu eigenem Weiterforschen an.

E. G. Kolbenheyer befaßt sich in einem Vortrag mit der volksbiologischen Funktion des Geisteslebens und der Geisteserziehung[3]). Das Individuum als Funktionsexponent des Volkskörpers unterliegt einem gewissen Differenzierungstrieb, den eine überwundene Zeit überbetonte. Diese Differenzierung gewährleistet eine Auseinandergliederung innerhalb des lebendigen Volksorganismus, wie wir sie in den Ständen vor uns sehen. In diesem Bereiche hat der Stand der geistig Schaffenden eine besondere Führungsaufgabe: der geistig Schaffende beeinflußt das Ordnungsleben des Volkes bildnerisch. Für die Geisteserziehung ergibt sich als praktische Folgerung, die geistige Funktion durch eine zielbewußte Schulung und strenge Übung zu entwickeln, wie dies in der körperlichen Erziehung schon durchgeführt wurde. Denn auch der geistig Begabte bleibt leistungsunfähig, wenn sein Gehirn nicht durch Arbeitsübung auf die entsprechende Funktionsform gebracht ist. Die aus dem Bereich der „Bauhütte" kommenden Gedanken wollen der heutigen Erziehungswissenschaft schöpferische Anregungen geben.

Zur Seelenkunde liegt ein Vortrag von Rudolf Hippius[4]) über das Vorbild als seelisches Problem vor. Für die Wehrpsychologie, aus deren Umkreis die Arbeit entstammt, ist stets ein gewisses Bild vom Menschen entscheidend, ein Bild „des Lenkers von Menschen und Maschinen an der Grenze zwischen Sein und Nichtsein", das durch Erlebnis geprägt und nicht gedacht wurde. Dieses Bild, gefaßt als äußerste Selbstbehauptung, drängt zum Vorbild, zu einer ihm gemäßen Stileinheit, mit dem ringend es wieder eigene Stilelemente erzeugt. Der Verfasser nennt dies den faustisch-nordischen Begriff des Vorbildes. Das Vorbild-Erleben beim deutschen Menschen nordischer Prägung vollzieht sich als ein echtes Ergriffensein, wobei das Erleben der sittlichen Verpflichtung und die daraus entstehende Weckung der Willenskräfte das Entscheidende ist. Dem Vorbild-

3) Die volksbiologische Funktion des Geisteslebens und der Geisteserziehung. Sonderabdruck aus dem Almanach der Akademie der Wissenschaften in Wien, Jahrg. 1942. 27 S. 2 *RM*.

4) Macht und Grenzen des Vorbildes. Reichsuniversität Posen, Vorträge u. Aufsätze, Heft 5. Posen, Kluge & Ströhm 1943. 17 S. 0,75 *RM*.

erleben schließt dann der Verfasser die seelische Erscheinungsform des Vorbild-Seins an. Abschließend bringt er dann das Wesen des Vorbildes auf die Formel einer Stileinheit, die mit Forderungscharakter auftritt und Kräfte der Selbstbehauptung auslöst.

Drei Bücher zur deutschen Schrifttumsgeschichte knüpfen an Höhepunkte ihrer Entwicklung an, die gerade in unserer Zeit zu schöpferischer Wirkung gelangen: Die Isländergeschichten, das Werk Rilkes und Weinhebers.

Karl Leopold Schubert[5]) gibt eine Auswahl aus der Sammlung „Thule", die die Nordlandgeschichten der Sammlung den deutschen Eltern und Erziehern und damit auch der deutschen Jugend nahebringen will. Die stilechte Übertragung und Nacherzählung stammt vom Verfasser. In den einzelnen Abschnitten beigegebenen Erklärungen arbeitet Schubert die Auseinandersetzung zwischen heidnisch-germanischem Gottesglauben und eindringendem Christentum scharf heraus, die uns vieles an den Isländergeschichten tiefer verstehen läßt.

Eine ganz neue Auffassung Rilkes bringt der Berliner Ordinarius Franz Koch in einer Arbeit über das „Stundenbuch"[6]). Wie sehr dieselbe das übliche Gleise der Rilkeforschung verläßt, wird schon aus der Tatsache deutlich, daß Koch Rilke zu dem Ostpreußen Wilhelm Jordan, dem „Nibelungen"-Epiker aus der Zeit Markarts und des Darwinismus in enge Beziehung setzt. Für das Stundenbuch galt das Rußlanderlebnis im bisherigen Rilke-Schrifttum als bestimmend, das ihm das Erlebnis des „werdenden Gottes" gegeben hat. Dieser immer wieder vorgetragenen Meinung gegenüber stellt Koch unter Beweis, daß Rilke das Erlebnis des werdenden Gottes bereits hatte, den ihm das Rußlanderlebnis nur bestätigte. Zwischen Wilhelm Jordans „Andachten" und dem „Stundenbuch" weist er formal und inhaltlich überraschende Übereinstimmungen nach, die Rilke von Jordans Buch beeinflußt zeigen. Jordans „werdender Gott" meinte die Verwirklichung der bisherigen Gottesvorstellung, die er im Sinne Feuerbachs als Traum der Menschheit deutete. Aufgabe des Menschen sei es, diesen Gott auf Erden zu verwirklichen. So „wird" Gott auch bei Rilke, ein der Welt innewohnender Gott, nicht der jenseitige Gott des Christentums. Diese Gottesvorstellung verbindet ihn nach rückwärts mit der Welt Jordans und Feuerbachs, nach vorwärts mit der Kolbenheyers. Die Untersuchung wird das heute fast unübersehbare Schrifttum über Rilke, das sich noch immer in den abgebrauchten impressionistischen Gleisen bewegt, in neue, fruchtbarere Bahnen lenken.

Anläßlich des Wiener Ehrendoktorats Josef Weinhebers wurde von O. v. Kralik[7]) eine Festschrift herausgegeben. Die dichterische Offenbarung, die uns das Werk Josef Weinhebers heute gibt, ist Ausdruck deutschen Artbewußtseins ebenso, wie das Ergebnis eines strengen Dienstes am Worte, der die deutsche Dichtersprache wieder zu den Höhen der Klassik, Nietzsches und Rilkes emporführt. Im Rahmen des Bändchens setzt sich Weinheber in eigenen Ausführungen mit den Versformen und dem ihnen innewohnenden Geist auseinander und eröffnet „in eigener Sache" einen Blick in seine Entwicklung als Lyriker, sein Ringen um Ausdruck und Formvollendung im Gedicht. Am Schluß möge das Wort des Wiener Ordinarius Nadler stehen, der mit wertvollen Ausführungen zu dem Buche beisteuerte: „Sein Werk ist aus tiefer Schau in das Wesen der Dinge, ein gültiges Buch der deutschen Welt, ihres Bestandes, ihrer ewigen Ideen, ihrer unverletzlichen Werte."

5) Nordland. Eine weltanschauliche Auswertung der Thule-Saga für deutsche Eltern und Erzieher. Wien—Leipzig, Kühne 1942. 352 S. 6,50 *RM*.

6) Rilkes Stundenbuch — ein Akt deutschen Glaubens. Aus den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1943, phil.-hist. Kl. Nr. 2. Berlin 1943. 48 S. 3 *RM*.

7) Josef Weinheber, Ehrendoktor der Philosophie der Universität Wien. Wiener wissenschaftliche Vorträge und Reden, Heft 5. Wien, Rohrer 1943. 72 S. 2,40 *RM*.

Verantwortlich für den Textteil: Dr. Hans Burkhardt, Schleswig, Mühlenredder 15; für den Anzeigenteil: Horst Eisendick, Berlin. Pl. 3. — Verlag: B. G. Teubner, Druck: Dr. Karl Meyer GmbH., beide in Leipzig.
Printed in Germany Ausgegeben im September 1944

ROTANOX
oczyszczanie
I 2014

Vertrauen!

BAYER

ARZNEIMITTEL

Rembrandt als Erzieher

Von einem Deutschen

Nach der 1. Auflage mit Ergänzungen nach der 17. Auflage bearbeitet und herausgegeben

von Dr. GERHARD KRÜGER

Mit einer Einleitung des Herausgebers „Julius Langbehn oder Momme Nissen"

416 Seiten kartoniert RM 5.40

Nur durch die Buchhandlungen!

THEODOR FRITSCH VERLAG
BERLIN

Heute schmiedet auch
Dein Geld Waffen,
morgen schafft es wieder Waren.
Denke an die Zukunft.

SPARE S BEI DER
SPARKASSE

POSTSPARBUCH

Das freizügige Sparbuch für jedermann

Ein- und Auszahlungen bei allen Postämtern und sonstigen Postdienststellen sowie bei allen Landzustellern

Wer spart, hilft siegen!

DEUTSCHE REICHSPOST

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA
ELBLĄG
5581/44

Deutsche Politiker

Historisch-politische Monographien
herausgegeben von
F. O. H. SCHULZ

Bubendey: „Jahn. Erkenntnis und Erbe" — Hieber: „Leibniz im deutschen Volksschicksal" — Schulz: „Hutten. Ein Kampf ums Reich" — Schulz: „Bismarck. Ein deutsches Kapitel von Freiheit und Macht" — Schulz: „Moltke. Feldherr u. Staatsmann" — Schulz: „Schlieffen. Charakter und Schicksal"

Jeder Band kart. RM 1.50
Weitere Bände sind in Vorbereitung oder geplant.

Nur durch die Buchhandlungen zu beziehen!
Bestellungen an den Verlag zwecklos!

THEODOR FRITSCH VERLAG
BERLIN

JAW

Pharmazeutische Präparate

mit diesem Zeichen sind weltbekannt. Wenn sie heute nicht immer sofort in jeder Menge zu haben sind, so bringe man der kriegsbedingten Lage Verständnis entgegen.

JOHANN A. WÜLFING
BERLIN

Briefmarken

von deutschen Kolonien und Kleinstaaten
kauft und verkauft
Hans Sinn, Bad Bramstedt (Holst.)

BRIEFMARKEN

50 versch. Gen.-Gouvernem. RM 18.50
100 versch. Böhmen u. Mähren RM 15.—
1585 versch. **nur** Europa, Kat.-Wert RM 180.— nur RM 75.—
Verlangen Sie unsere neue Preisliste!
Lieferung **nur** per Nachnahme! Porto 75 Rpf. extra! Verlangen Sie unsere monatlichen Berichte! **Sabeff, Wien IX/71**

Für 5 kg Knochen ein Stück Kernseife

Knochen sind wertvollster Rohstoff, jedoch im eigenen Haushalt wertlos. Jeder liefere die in Küchen und Verpflegungsstätten ausgekochten oder gebratenen Knochen regelmäßig an die Schulkinder für die Schulaltstoffsammlung oder an die Sammelstelle im Ortsgruppenbereich ab. Für ein Kilogramm Knochen wird eine Bezugsmarke ausgegeben. Ein Sammelbogen mit Bezugsmarken im Werte von 5 kg abgelieferter Knochen berechtigt zum Kaufe eines Stückes Kernseife.

DER REICHSKOMMISSAR FÜR ALTMATERIALVERWERTUNG

KRIEGSHILFSWERK FÜR DAS DEUTSCHE ROTE KREUZ 1944

...ngrundpreis: 1/4 Seite RM 50.—. Kleinere Seitenteile entsprechend. Anzeigenannahme: Anzeigenverwaltung Berl... sel G.m.b.H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 199, Fernsprecher: Pallas B 7, 4588. Postscheckkonto: Berlin Nr. 6018.